Tugendhafte Gesinnungen und Thaten von Heiden, Juden und Türken, in Erzählungen für Leser aus allen Ständen.

Herausgegeben von Karl Prugger von Pruggheim.

Zweites Bändchen.

München, 1803.
Bey Joseph Lindauer.

N. 5929.

Tugendhafte Gesinnungen von Heyden u. s. w.

Imprimatur.

München den 3ten April 1802.

Churfl. Bücher-Censur-Spezialkommission.

Westenrieder, Direktor.

von Bube.

Inhalt.

Was für eine Wohlthat der weise Xenokrates dem Jüngling Polemon erwiesen hat. S. 3

Wie Pittakus mit dem Mörder seines Sohnes verfuhr. — 4

Die Sanftmuth des Titus Pompejus. — 4

Die Gelassenheit des Königs Philipp von Mazedonien. — 5

Die Wohlthätigkeit des Königs Philipp von Mazedonien. — 9

Die Friedfertigkeit des Isokrates. — 10

Auch im Kriege soll man gerecht seyn. — 11

Die Lehre des Galenus, wie man Sünden büßen solle. — 13

Was man in der Schule des weisen Zeno lernen konnte. S. 15

Ein Berliner Jud. — 15

Die Dankbarkeit eines Türken. — 17

Was ein Christ von einem Heyden und einer Heydinn erfahren hat. — 19

Ein Jud, dem das Haus abbrannte. — 26

Wie sich ein Kayser strafte, weil er seinen eigenen Gesetzen nicht gehorchte. — 28

Die Sanftmuth und Gelassenheit dieses Kaysers. — 29

Was August von den Eroberungen des großen Alexanders dachte. — 36

Was August von seinen eigenen Unternehmungen hielt. — 37

Wie der türkische Sultan Saladin bey der Eroberung der Stadt Jerusalem verfuhr. — 37

Wie Sokrates aß und trank. S. 41
Was er von einem einzigen Kuß hielt. — 42
Wie er einen Freydenker überwies. — 44
Was er von der Enthaltsamkeit lehrte. — 53
Streit des Sokrates und des Antipho. — 56
Streit des Sokrates mit Aristipp. — 61
Wie Sokrates einen Sohn mit seiner Mutter aussöhnte. — 80
Wie er zwey Brüder aussöhnte. — 88
Wie er den Aristarch aus der Noth geholfen hat. — 94
Wie er einen Jüngling von seinem Ehrgeiz und seiner gefährlichen Unwissenheit geheilet hat. — 101
Wie er ein Paar Kläger getröstet hat. — 108
Was er einem Herrn, der seinen Diener hart schlug, für eine bedenkliche Frage vorgelegt hat. — 110

Anhang.

Ein Gespräch aus dem Sokrates unter den Christen. Der Pfarrer mit dem Bauern Johann von der Duldung. S. 114

No. 1. Georg und ein Landgeistlicher. — 151

No. 2. Fortsetzung im Pfarrhause. — 157

N. 3. Fortsetzung. — 182

Tugendhafte
Gesinnungen und Thaten
von
Heiden, Juden und Türken,
nebst
einem Anhang.

Zweytes Bändchen.

Was für eine Wohlthat der weise Xenokrates dem Jüngling Polemon erwiesen hat.

Der Jüngling Polemon von Athen war den Ausschweifungen der Wohllust so sehr ergeben, daß er sich nicht nur dieses Lasters nicht mehr schämte, sondern sogar der Schande freute. Da er nun einst von einem Gastmahl, nicht nach Sonnenuntergang, sondern nach Aufgang aufgestanden war, und auf dem Heimwege das Haus des weisen Xenokrates offen sah; gieng er, vom Weine taumelnd, von Salben duftend, mit einem Kranze geschmückt, und mit einem durchscheinenden Kleide geziert, in die Schule dieses Mannes, die voll der würdigsten Gelehrten war.

Nicht zufrieden mit diesem schändlichen Eintritte, nahm er auch unter ihnen Platz, und erhöhte durch seine schimpfliche Erscheinung die heiligen Lehren der Weisheit.

Alle wurden, wie billig, über die Frechheit des unverschämten Jünglings, aufgebracht; nur

der weise Xenokrates nicht. Er brach plötzlich von dem Gegenstande, von dem er eben handelte, ab, und hielt von der Mäßigkeit, und von der Selbstbeherrschung eine so eingreifende Rede, daß sich Polemon den Kranz vom Kopfe riß, sittsam die Hand unter dem Mantel verbarg, seinen jugendlichen Leichtsinn mit männlicher Bescheidenheit vertauschte, und, durch diese einzige Rede bewogen, aus einem verdorbenen Jüngling einer der größten Weisen ward.

Wie Pittakus mit dem Mörder seines Sohnes verfuhr.

Die Kumaner hatten dem Pittakus den Mörder seines Sohnes in Fesseln übergeben. Ohne ihm das mindeste Leid zuzufügen, ließ ihn Pittakus los, und sagte: Die Vergebung ist besser, als die Rache; denn jene ist die Eigenschaft sanfter Menschen, diese wilder Thiere. Eben so sagte auch der weise Musonius: Wilde Thiere, nicht Menschen, bemühen sich, Bisse mit Bissen, Böses mit Bösem zu vergelten.

Die Sanftmuth des Titus Pomponius.

Titus Pomponius, ein edler Römer, lebte niemals mit jemand in Feindschaft; denn er belei-

digte keine Seele, und wurde er beleidigt; so wollte er lieber vergessen, als sich rächen.

Die Gelassenheit des Königs Philipp von Mazedonien.

Ein muthwilliger Lästerer beleidigte den König Philipp von Mazedonien öfter mit schimpflichen Reden. Seine Höflinge gaben ihm also den Rath, den Menschen aus dem Lande zu jagen. Philipp wollte aber nicht. Da sich nun jedermann darüber wunderte; sagte der König: Wenn ich euerm Rathe folgte; würde er mich nicht im Auslande noch frecher beschimpfen? — Daß ihn der große König nicht auf andere Weise züchtigte, war entweder Sanftmuth; weil er ihm vergab, oder Großmuth; weil er ihn verachtete: daß er ihn aber nicht des Landes verwies, war Klugheit; weil er ihn anderswo nur noch frecher beschimpft haben würde.

Smizyth verklagte ihm den Nikanor, daß er unaufhörlich den König lästerte. Sogleich lagen ihm seine Höflinge wieder an, den Bösewicht rufen, und strafen zu lassen. Nikanor, sagte der König, ist sonst kein Bösewicht: wir wollen sehen, ob nicht etwa die Schuld bey uns selbst

liege. Er erkundigte sich nun sorgfältig, und erfuhr, daß Nikanor für viele treue Dienste nicht belohnt worden wäre, und jetzt die größte Noth leide. Ohne Anstand schickte ihm Philipp ein königliches Geschenk. Als nun Smizyth wieder mit der Nachricht kam, daß Nikanor eine ganz andere Sprache führe, und die Güte des Königs bey jeder Gelegenheit preise; sagte Philipp zu seinen Höflingen: Seht ihr, daß es nur an uns liege, ob man Gutes, oder Böses von uns rede.

Als man ihm die Kunde brachte, daß er zu Athen von einigen Volksaufhetzern sehr bissig durchgezogen werde, antwortete er nur: Dafür bin ich diesen Leuten vielen Dank schuldig; denn ich werde mich befleissen, sie durch Worte und Werke Lügen zu strafen. — Er that es auch.

Da einst viele Kriegsgefangene als Sklaven verkauft wurden; saß Philipp bey dieser Feilbiethung unanständig bloß da; weil sich, ohne daß er es merkte, sein Kleid verschoben hatte. Auf einmal schrie einer der Gefangenen auf: Schone meiner, Philipp! denn ich bin dein bester Freund! — Wann, und wo, fragte ihn der König, habe ich denn mit dir Freundschaft gestiftet? — Der Mensch näherte sich, und flüsterte dem Könige, als hätte er ihm eine Heimlichkeit zu entdecken,

in das Ohr: Lasse deinen Mantel hinab, o König! denn du sitzest unanständig da. — Sogleich sagte Philipp: Stellet ihn auf freyen Fuß; denn ich wußte nicht, daß er mein Freund sey. — Der edle Fürst hielt sich weder über die Verstellung, noch über die Erinnerung dieses unbekannten Menschen auf, und belohnte diesen kleinen Dienst mit dem großen Geschenke der Freyheit.

Ein gewisser Machetes hatte einen Prozeß, den Philipp halb schlafend, und unachtsam anhörte. Am Ende sprach er, als Richter, wider den Machetes. Machetes schrie gewaltig, und sagte, er berufe sich auf einen andern Richter. — Zornig fragte ihn Philipp: Auf welchen? — Auf dich selbst, versetzte Machetes, sobald du nicht mehr schlaftrunken bist, und nach Schuldigkeit aufmerkst. — Philipp stand auf, und gieng fort.

Nachdem er aber der Sache besser nachgedacht, und gefunden hatte, daß dem Machetes Unrecht geschehen sey, bezahlte er selbst die Geldstrafe, wozu er den Machetes verurtheilt hatte.

Seine Höflinge hielten sich entsetzlich darüber auf, daß ihn die Einwohner des Peloponnesus, denen er nichts als Gutes gethan hätte,

bey einem öffentlichen Spiele auspfiffen, und reizten ihn zur Ra * an. — Wenn sie mir so begegnen, sagte Philipp, nachdem ich ihnen Gutes erwiesen habe; was würden sie mir erst thun, wenn ich ihnen Böses thäte.

Ein armes altes Weib ersuchte ihn einst, sie mit einer Streitsache anzuhören. Da sie ihn nun immer mit dieser Bitte belästigte; sagte er endlich, er habe nicht Zeit. — Zornig erwiederte das Weib: So sollst du auch nicht König seyn. — Weit entfernt, sich darüber aufzuhalten, bewunderte Philipp die Freymüthigkeit dieses Weibes, und auf der Stelle hörte er nicht nur sie, sondern auch andere Partheyen an.

Die Athenienser schickten einst eine Gesandtschaft an ihn. Nachdem er sie freundlich angehört hatte; fragte er sie, um sie gnädig zu entlassen, was er ihnen für eine Gefälligkeit erweisen könnte. Demochares, der ungezogenste Mann, einer der Gesandten, fiel ihm in die Rede, und sagte: Wenn du dich selbst erhenkst. — Ueber diese unverschämte Grobheit hielten sich billig alle Hofherren auf. Philipp wies sie aber zur Ruhe, und ließ dem Frevler nicht das mindeste Leid zufügen. Zu den übrigen Gesandten aber sagte er: Geht, und sagt den Atheniensern, daß diejenigen

weit übermüthiger sind, die solche Reden führen, als diejenigen, die sie, ohne zu strafen, anhören.

Die Athenienser, die in der Schlacht bey Cheronea in seine Kriegsgefangenschaft geriethen; stellte er alle auf freyen Fuß, ohne von ihnen ein Lösegeld zu verlangen. Sie wurden aber durch diese Wohlthat so verwegen, daß sie auch ihre Kleider, und was die Mazedonier sonst von ihnen erbeutet hatten, trotzig zurück foderten. Anstatt zu zörnen, lächelte Philipp nur über dieses unsinnige Begehren, und sagte: Bilden sich denn die Athenienser ein, wir hätten sie nur in einem Würfelspiele besiegt?

Die Wohlthätigkeit des Königs Philipp von Mazedonien.

Als sich Philipp zu Theben aufhielt; wurde er von einem gewissen Philo bewirthet, und mit vielen Wohlthaten überhäuft. Wie sich aber Philo weigerte, von dem König Gegengeschenke anzunehmen; sagte Philipp bittend: Noch hat mich niemand an Wohlthaten übertroffen; wirst ja du mir, lieber Philo! dieses Lob nicht rauben wollen.

Als sein Freund Hipparchus gestorben war, legte er eine tiefe Traurigkeit an den Tag. Seine

Freunde trösteten ihn, und sagten unter andern: Hipparchus hat ein hohes Alter erreicht; er hat ja lang genug gelebt. — Ja, versetzte Philipp, für sich hat er zwar lange genug gelebt; aber keineswegs für mich; denn, ach! der Tod hat ihn hingerissen, ehe ich ihm eine Wohlthat erwies, die unsrer Freundschaft würdig war.

Die Friedfertigkeit des Isokrates.

Der berühmte Isokrates von Athen war zwey und achtzig Jahre alt, als er vor Gericht erscheinen mußte. Er vertheidigte sich aber unter andern folgendermassen:

Ich habe bisher immer so gelebt, daß ich noch kein einziges Mal wegen einer zugefügten Unbild, oder Verläumdung verklagt worden bin; kein Richter, und kein Schiedsmann wird sagen können, daß er wegen beleidigenden Worten oder Handlungen des Isokrates ein Urtheil gesprochen habe; denn ich habe mich sorgfältig gehütet, andere zu kränken. Wenn aber mir eine Beleidigung, oder ein Unrecht widerfuhr; so suchte ich nicht vor Gericht strenges Recht; sondern ich überließ den Freunden meiner Beleidiger die Entscheidung.

Auch im Kriege soll man gerecht seyn.

Lange schon belagerten die Römer die Stadt der Falisker, Falerii genannt. Die Falisker, auf ihre starken Festungswerke pochend, fürchteten sich so wenig vor den Belagerern, daß sie unbewaffnet in der Stadt herum giengen, ihre Kinder ruhig in die Schule gehen, und sie unter der Aufsicht ihres Lehrers um die Mauern herum spaziren liessen. Dieser Kinderlehrer war ein Schurke, und suchte durch die ihm anvertrauten Kinder die Stadt zu verrathen.

Er führte sie Anfangs alle Tage nur sehr nahe an der Mauer spaziren, und dann wieder zurück. Nach und nach führte er sie immer weiter, so, daß sie ganz sicher wurden, als wenn gar keine Gefahr vorhanden wäre. Endlich gieng er mit ihnen insgesammt zu den römischen Vorposten über, lieferte ihnen die mitgebrachten Kinder aus, und verlangte zum Kamillus, dem Feldherrn der Römer, geführt zu werden.

Wie er dem römischen Feldherrn vorgestellt wurde, sagte er: Ich bin der Schulmeister der Stadt Falerii; ich ziehe deine Gnade meiner Pflicht vor; ich überliefere dir in diesen Kindern hier die Stadt.

Der Bösewicht hatte die Sache fein ausgedacht; denn er wußte, daß die Einwohner von Falerii die Stadt ohne weitern Widerstand würden übergeben müssen; weil im Weigerungsfalle die Feinde nach Belieben mit ihren Kindern verfahren konnten.

Der Feldherr Kamillus war ein edler Mann, und hörte mit Abscheu den Antrag des Verräthers an. Er sagte zu den Umstehenden: Der Krieg ist ein Uebel, und mit vielen Ungerechtigkeiten, und Gewaltthätigkeiten verbunden; aber auch im Kriege giebts für rechtschaffene Männer gewisse Gesetze. Man muß den Sieg nicht auf solche Art zu erlangen suchen, daß man aus schändlichen und ungerechten Handlungen Vortheile ziehe. Ein Feldherr muß den Krieg durch eigene Tapferkeit, nicht durch fremde Bosheit führen.

Er befahl hierauf, dem Schulmeister die Kleider vom Leibe zu reissen, die Hände auf den Rücken zu binden, und den Kindern Ruthen zu geben, damit sie den Verräther vor sich her in die Stadt peitschen könnten.

Mittlerweile hatten die Belagerten die Verrätherey ihres Schulmeisters erfahren. Die Stadt gerieth, wie leicht zu erachten, über den Verlust

ihrer Kinder in Jammer und Klagen; die vornehmsten Männer und Weiber liefen, wie unsinnig, auf die Mauern, und an die Thore, als eben die Kinder ihren gebundenen Lehrmeister mit Schlägen vor sich her trieben, und den Kamillus, als ihren Erretter, und Vater ausriefen.

Bewunderung und Liebe für den gerechten Kamillus nahm jetzt nicht allein die Aeltern dieser Kinder, sondern alle Bürger ein, als sie dieses Schauspiel sahen. Sie hielten eine Berathschlagung, schickten Gesandte ins römische Lager, und übergaben nun freywillig ihre Stadt dem tugendhaften Kamillus.

Die Lehre des Galenus, wie man Sünden büssen solle.

Der gelehrte Galenus erzählt, daß ihn auf seiner Rückreise aus Rom nach Asien ein gewisser Kretenser begleitet habe. Dieser Reisegefährte war ein Mann von guten Sitten, freygebig, wohlthätig gegen Freunde; aber dabey so gähzornig, daß er sich mit eigenen Händen an seinen Sklaven vergriff. Da ihm nun auf dieser Reise zwey von seinen Sklaven, die er um etwas fragte, keine Auskunft gaben; gerieth er in Wuth, und

schlug ihnen so derb zum Kopfe, daß sie häufig Blut vergossen.

Nachdem die Raserey vorüber war; gereute es ihn. Er führte den Galenus in ein Haus, reichte ihm einen Riem, entblößte sich, und bath ihn inständig, er möchte ihn für den Gähzorn peitschen, mit welchem er seine Sklaven mißhandelt hätte.

Galenus konnte sich des Lachens nicht erwehren. Allein der Kretenser fiel ihm zu Füssen, und bath so inständig, als nur immer gebethen werden kann.

Je mehr Galenus lachte; desto ernstlicher bath der Kretenser, er möchte ihn peitschen. Endlich versprach ihm Galenus die so sehr verlangten Schläge, doch mit der Bedingniß, daß auch er ihm eine kleine Gefälligkeit erweisen möchte. Der Kretenser willigte ein, und Galenus ersuchte ihn, nur eine Zeit lang ihm zuzuhören. Als er ihm dieses sehr bereitwillig versprochen hatte; belehrte ihn Galenus ausführlich, daß der Mensch seine bösen Neigungen zum Gähzorn und zur Grausamkeit nur durch die Vernunft bändigen, und züchtigen müsse. Er brachte viele Gründe vor, um diesem rohen Menschen begreiflich zu

machen, daß die Besserung des Herzens keineswegs durch Peitschenhiebe, sondern auf eine ganz andere Weise vorzunehmen sey. — Der Kretenser kam indessen zu sich selbst, und wurde durch diese Lehre wirklich ein besserer Mensch.

Was man in der Schule des weisen Zeno lernen konnte.

Ein Jüngling hatte lange Zeit die Schule des weisen Zeno besucht. Endlich fragte ihn sein Vater, was er denn gelernet hätte. Der Jüngling sagte, er würde das in der That zeigen. Der Vater hielt sich durch diese Antwort für beleidigt, und nahm den Sohn mit Schlägen her. Der Sohn blieb ruhig, und duldete. Nachdem der Vater ausgetobt hatte; sagte er: Nun siehst du, Vater! was ich gelernt habe; deinen Zorn gelassen ertragen.

Ein Berliner Jud.

Zu Berlin lebte ein Handelsjud, Namens Izig, der sehr reich war. Er hatte so guten Kredit, daß ihm viele Leute freywillig Geld anbothen, damit er es zu seiner Handlung gebrauchen könnte;

denn der Jud gab ihnen davon richtige und gute Zinsen.

Auch Dienstbothen, Ladendiener, und dergleichen Leute von niedrigem Stande hatten ihre kleine Baarschaft, die sie sich von ihrem Lohn erspart hatten, dem Juden Jzig dargeschossen; weil sie glaubten, sie könnten ihr Geld nirgends sicherer und besser anlegen.

Allein im Jahre 1796 übernahm er eine große Pferdelieferung für die Franzosen, kaufte überall Pferde auf, und steckte sich, in der Hoffnung, daß er von den Franzosen bald und richtig bezahlt werden würde, in ungeheure Schulden. Die Bezahlung blieb aus, und der Jud gieng auf die Gant.

Alle, die ihm Geld geliehen hatten, sollten nun den größten Theil desselben verlieren, und dieses Schicksal traf auch die armen Dienstbothen, die ihm ihr Geld anvertraut hatten. Ein harter Schlag für manchen, der sich so sauer darum bemühet hatte.

Aber jetzt trat der Vater dieses unglücklichen Handelsjuden ins Mittel. Er war zwar nicht im Stande, alle Schulden seines Sohnes zu bezahlen; denn er hatte nebst diesem noch mehrere

Kinder; doch konnte er es nicht über das Herz bringen, daß Dienstbothen ihren sauer verdienten Lohn verlieren sollten, den sie freywillig und blos aus gutem Vertrauen seinem Sohn geliehen hatten. Er wollte nicht, daß die Armuth bittere Thränen über seinen Sohn weinen sollte. Daher entschloß er sich zu einer That, zu welcher ihn niemand hätte zwingen können, und die er blos aus Menschenliebe verrichtete. Er gab nämlich von seinem eigenen Vermögen mehr als zehentausend Reichsthaler hin, um jene Dienstbothen, Ladendiener, und dergleichen Leute zu bezahlen. Er machte bey dieser Wohlthat keinen Unterschied in der Religion; denn nicht nur jüdische, sondern auch christliche Dienstbothen wurden auf diese Weise bezahlt.

Die Dankbarkeit eines Türken.

Der König von Frankreich, Ludwig der Vierzehnte hatte dem Fürsten der Stadt Algier, welcher Dey heißt, den Krieg erklärt. Die Einwohner der Stadt Algier sind Türken. Die Stadt liegt in Afrika am Meere, und die Franzosen schossen aus ihren Schiffen auf dieselbe.

Der Dey von Algier wurde darüber ganz wüthend, und verfiel auf den grausamen Gedanken, dafür an den gefangenen Christen, deren er eine Menge hatte, seine Rache auszulassen.

Er gab den Befehl, daß man bey jedem Stück- oder Kanonenschuß einen gefangenen Christen vor die Kanone hinstellen, und so ihre Köpfe auf die französischen Schiffe schiessen sollte. Der grausame Befehl wurde wirklich vollzogen.

Einer dieser unglücklichen Christen, der vorher ein französischer Offizier gewesen war, war ebenfalls schon an das tödtliche Geschütz gefesselt, welches ihm seinen Kopf abreissen sollte.

Ein algierischer Offizier, der nicht weit davon stand, sah ihn, erkannte ihn, und rief: Halt! nicht geschossen! Darauf lief er zum Dey, welcher ebenfalls gegenwärtig war, fiel ihm zu Füssen, und sprach: Ich flehe dich an um Gnade für diesen Christen.

Der Dey fragte ihn: Was hast du für eine Ursache dazu?

Der Türke antwortete: Menschlichkeit, Pflicht, und Dankbarkeit fodern dieses von mir. Der Franzose, den du willst sterben lassen, ist mein

Wohlthäter. Er hat mir einst das Leben gerettet, da ich von den Christen gefangen wurde; deßwegen flehe ich dich jetzt an um Erbarmen für ihn. Laß ihn von der Zahl dieser Unglücklichen los!

Der Dey schlug ihm diese Bitte ab.

Sogleich lief der Offizier zu der Kanone hin, an welche der Christ gefesselt war, und rief: Nun dann, so will ich mit ihm sterben, und mein Kopf soll zuerst wegfliegen.

Durch dieses schöne Beyspiel der Dankbarkeit wurde der Dey gerührt. Er befahl, den Christen loszubinden, und übergab ihn dem Türken mit diesen Worten: „Er soll dein Gefangener seyn.“

Dieser drückte den Franzosen freudig an seine Brust, und sprach: „Weil du nun mein bist; „so empfange den Lohn für den Dienst, den du „mir geleistet hast. Sey frey, und erinnere dich, „daß mein Dank ewig seyn wird.“

Was ein Christ von einem Heiden und einer Heidinn erfahren hat.

In dem amerikanischen Kriege, der vom Jahre 1775 bis 1783 von den Engländern und Ameri-

kanern geführt wurde, fand ein braunschweigischer Hauptmann, der dem König von England diente, an der Strasse einen Wilden. Wilde heißt man nämlich die Heiden, die in Amerika wohnen. Dieser Wilde, welcher nebst vielen seiner Landsleute den Engländern diente, war krank geworden, und lag hier ganz verschmachtet. Seine Landsleute waren weiter fort marschirt, und hatten ihn verlassen. Niemand war bey ihm, als seine Tochter, welche neben ihm saß, und das Haupt ihres kranken Vaters auf ihrer Schoos hielt.

Der Hauptmann, welcher die Sprache der Wilden verstand, ließ sich mit ihr in ein Gespräch ein. Die Tochter klagte ihm ihre Noth, daß sie ihren Vater nicht fortbringen könnte, und that ganz verzweifelt; weil sie auch nicht das Geringste hatte, womit sie ihn laben konnte.

Der Hauptmann tröstete sie. Er ließ durch seine Leute eine Flasche Wasser holen, und gab dem Kranken zu trinken, worauf er sich ein wenig erholte. Nach einer Weile gab er ihm einen guten Schluck Branntwein, ließ ihn auf einen Karren legen, und in das engländische Lager führen. Die Tochter begleitete ihn. Da sie in das Lager kamen; ließ er ihn in ein Zelt legen, wo

ihm seine Tochter ein Bett von Baumblättern bereitete.

Den folgenden Morgen befand sich der Wilde schon viel besser. Der Hauptmann ließ ihm zu essen geben, und er wurde bald gänzlich wieder gesund.

Der Hauptmann hatte gethan, was Pflicht und Menschenliebe foderten. Es offenbarte sich auch bald, daß diese Wohlthat gut angewendet war; denn die zwey Wilden, der Vater und die Tochter, belohnten ihn mit der zärtlichsten Liebe und Dankbarkeit.

Da die engländische Armee bald weiter marschirte; sagte der Hauptmann zu dem Wilden, er wolle ihm einigen Vorrath von Lebensmitteln lassen, mit welchen er den Weg nach seiner Hütte suchen könnte.

Da fieng der Wilde und seine Tochter an zu weinen; sie fielen dem Hauptmann zu Füssen, und bathen ihn, sie doch auch mitzunehmen. Der dankbare Wilde bezeugte seine Liebe gegen den Hauptmann mit folgenden Worten:

„Du hast mir das Leben gerettet, da mich „meine unbarmherzigen Landsleute verlassen hat-

„ten. Du bist mein Bruder; ich werde dich „nicht verlassen, so lange du im Kriege bist. „Deine Feinde sollen dich nicht treffen; ich will „dich mit meinem Leibe bedecken.“

Der Hauptmann konnte ihnen ihre Bitte nicht abschlagen, und nahm sie alle beide mit. Auf dem ganzen beschwerlichen Marsche verließ ihn der Vater keinen Augenblick, und die Tochter war unermüdet, ihm alle nur möglichen Dienste zu erweisen. Sie holte Wasser für ihn; sie machte Feuer an; sie wehrte ihm die Fliegen ab, und bereitete ihm jede Nacht eine Ruhestätte, so gut sie konnte.

Der Hauptmann sah mit innigem Wohlgefallen die aufrichtige Dankbarkeit dieser beyden Wilden, und verwunderte sich, unter diesen Heiden eine solche Tugend zu finden, die man unter Christen so selten antrift.

Die engländische Armee wurde hierauf von dem Feinde eingeschlossen, und litt großen Mangel an Lebensmitteln. Da wagte sich nun der Wilde täglich mit Lebensgefahr auf die Jagd, und kam selten ohne Wildprett zurück, so, daß der Hauptmann nie Mangel an frischem Fleisch hatte. Die Tochter beschäftigte sich den ganzen

Tag mit Fischen, und brachte ihm ebenfalls ihren Fang. Der Hauptmann hatte nur noch ein paar Flaschen Branntewein, womit er die Liebe dieser Wilden vergelten konnte, und theilte ihnen täglich davon einen Schluck mit.

Da endlich die engländische Armee auf allen Seiten eingeschlossen war, und gar keine Zufuhr von Lebensmitteln mehr hatte; mußte sie sich den Amerikanern zu Gefangenen ergeben. Die Nacht vor dieser Ergebung kam der Wilde zu dem Hauptmann, und sagte:

„Bruder! ihr könnt nicht mehr aus, und „müßt euch an eure Feinde ergeben. Komm „mit mir; ich will dich einen heimlichen Weg „führen, auf welchem du sicher zu deinen Freun„den am großen See gelangen kannst. Meine „Tochter und ich wollen dir auf dem Wege Le„bensmittel verschaffen, und wenn du matt bist; „so wollen wir dich auf unsern Schultern tragen. „Wir werden bald zu meinen Brüdern kommen, „wo du ausser Gefahr bist. Du hast mir das „Leben gerettet; ich will dich dafür den Händen „deiner Feinde entziehen."

Der Hauptmann wollte sein Regiment nicht verlassen, und nahm also den Vorschlag des Wil-

den nicht an. Da dieser sah, daß er weder mit Bitten noch mit Weinen etwas ausrichtete; gieng er traurig fort, und sagte:

„Du willst also lieber ein Gefangener, als „frey seyn? Gut! thu, was du willst; ich aber „werde dich nicht verlassen.“

Zwischen den Amerikanern und den gefangenen Engländern wurde nun ausgemacht, daß die Wilden, die bey der engländischen Armee waren, nach ihren Wohnungen umkehren sollten. Der dankbare Wilde und seine Tochter mußten sich dieses also auch gefallen lassen, so ungern sie es auch thaten. Sie mußten so schnell von der engländischen Armee fort, daß sie nicht einmal bey ihrem lieben Hauptmann Abschied nehmen konnten, welches sie sehr betrübte.

Dem guten Hauptmann that es ebenfalls herzlich wehe, daß er keine Gelegenheit mehr hatte, den ehrlichen Wilden für ihre vielen Dienste zu danken.

Lang hernach, als die gefangenen Engländer schon in ein anderes Land geführt worden waren, und bey Boston im Lager standen; sah der Hauptmann einst unvermuthet die Tochter des Wilden in seine Hütte treten. Sie fiel vor

ihm nieder, umfaßte seine Knie, und konnte nicht genug ihre Freude bezeigen, weil sie ihn wieder sah. Sie brachte ihm einen großen Korb voll Fleisch, Früchte, und Tabak zum Geschenke. Sie erzählte ihm, daß ihr Vater untröstlich gewesen, da sie sich gezwungen gesehen, sich von ihm zu trennen; sie aber habe nicht nachgelassen, nachzuforschen, bis sie seinen jetzigen Aufenthalt erfragt habe. Da sie endlich mit vieler Mühe den Ort ausgekundschaftet hätte, wo die gefangenen Engländer sich aufhielten; so hätte ihr Vater gleichfalls beschlossen, ihn zu besuchen, und ihm einige Dinge zu bringen, die ihm nützlich seyn könnten. Sie wären beyde miteinander gekommen; doch die Amerikaner hätten ihren Vater nicht durchgelassen.

Die Freude, welche diese Wilde empfand; weil sie den Hauptmann wieder gefunden hatte, läßt sich nicht beschreiben. Sie besuchte ihn von dieser Zeit an öfter, und brachte ihm nicht nur Lebensmittel, sondern auch Thierhäute, welche er verhandeln, und sich dafür andere Dinge anschaffen konnte.

Dieses that sie so lange, als die Gefangenen bey Boston lagen. Als diese aber ohne ihr Wissen wieder weit fort in ein anderes Land

marschiren mußten; hatte der arme Hauptmann keine Gelegenheit mehr, seinen guten Wilden von seinem Aufenthalt Nachricht zu geben, und bekam sie also nicht mehr zu sehen.

Ein Jud, dem das Haus abbrannte.

In einer gewissen Stadt kam einst durch die Unvorsichtigkeit eines Schreiners, oder Tischlers, Feuer aus, welches nicht nur das Haus des Schreiners samt allem, was darinn war, sondern auch das daneben stehende Haus eines Juden verzehrte.

Der Schreiner konnte gar nichts retten, und kam selbst in den Flammen um das Leben; der Jud aber rettete noch einen Theil von seinen Sachen.

Das abgebrannte Haus, und das Handwerkszeug war des Schreiners ganzer Reichthum gewesen. Da nun beydes verbrannt war; so hinterließ er nichts, als eine Wittwe mit fünf Kindern, welche nun weder Obdach, noch Nahrung hatten, und sich in der größten Noth befanden.

Der Jud wußte gar wohl, daß der Brand durch die Unvorsichtigkeit des Schreiners entstan-

den war; er erbarmte sich aber dennoch über die unglückliche Familie.

Er besuchte die Wittwe. Aber diese zitterte bey seinem Anblick; denn sie befürchtete, Vorwürfe von ihm zu hören. Allein diese Furcht war ungegründet; denn er kam sie zu trösten. Er holte einen Korb hervor, welcher reichlich mit Lebensmitteln angefüllt war, und bath sie, mit ihren halb ausgehungerten Kindern sich zu laben. Dann führte er sie in eine Wohnung, die er selbst für sie gemiethet hatte; kaufte ihr das nöthige Handwerkszeug, damit sie die Handthierung ihres Mannes mit Gesellen fortsetzen konnte, und fuhr fort, sie noch auf andere Weise zu unterstützen. Und den Leichnam des in den Flammen umgekommenen Schreiners ließ er auf seine Kösten begraben.

Alle diese Wohlthaten übte der Jud im Stillen aus, und geboth der Wittwe die heiligste Verschwiegenheit. Ja er drohte ihr sogar, ihr seine Hilfe ganz zu entziehen, wenn sie jemanden nur ein Wort davon sagen würde.

Wie sich ein Kaiser strafte, weil er seinen eigenen Gesetzen nicht gehorchte.

Der heidnische Kaiser August hatte ein Gesetz gegeben, wie die Richter mit denjenigen zu verfahren hätten, die des Ehebruchs beschuldiget, und wie sie diejenigen zu strafen hätten, die dieses Lasters wirklich überwiesen wären.

Als man ihm einst einen Jüngling verklagte, der mit Augusts eigener Tochter, die Julia hieß, einen Ehebruch begangen hätte; gerieth der Kaiser, als Vater, in einen so heftigen Zorn, daß er den Jüngling mit eigener Hand schlug. August! schrie der geschlagene Jüngling, du hast ein Gesetz gemacht, und übertrittst es durch diese Gewaltthätigkeit selbst.

Diese Worte brachten den Kaiser wieder zu sich selbst. Seine Uebereilung gereute ihn so sehr, daß er am selben Tage nicht einmal eine Speise zu sich nahm.

Das Verbrechen war an sich schon groß, und dann selbst mit der Tochter des Kaisers begangen! Welcher Fürst würde in einem solchen Falle seinen Schmerzen gemäßiget, und erst die langsame Hilfe des Richters abgewartet haben?

Allein dieser große Kaiser war wegen dieser Eigenmächtigkeit mit sich selbst so unzufrieden, daß er sich selbst strafte; weil er ein Gesetz übertrat, das er anderen gegeben hatte.

Die Sanftmuth und Gelassenheit dieses Kaisers.

Adeliche Jünglinge, die in hohen Würden standen, hatten einst miteinander einen heftigen Tumult angefangen. Der Kaiser wollte Ruhe stiften; man achtete seiner aber nicht. Da nun der Lärm immer heftiger wurde; sprach er endlich: Hört doch, Jünglinge! einen Greisen, den Greise als Jüngling gehört haben! August schwang sich nämlich schon als Jüngling durch seine Tugenden hoch empor, und war im größten Ansehen.

Durch diesen einzigen Zuruf machte er dem Tumult ein Ende, und er strafte auch die leichtsinnige Jugend wegen diesem Auflaufe nicht weiter.

Den Einwohnern der Stadt Athen, die ihn beleidiget hatten, schrieb er aus Aegina, wo er sich eben aufhielt; ich meyne, es wird euch nicht unbekannt seyn, daß ich wider euch aufgebracht bin, und bildet euch nur nicht ein, daß ich immer in Aegina bleiben werde.

Uebrigens that er ihnen nichts zu Leide; denn er hielt es zu ihrer Besserung schon für hinlänglich, ihnen nur gedrohet zu haben.

Da er schon über vierzig Jahre alt war; machte man ihm die Anzeige, daß ihm Luzius Zinna, ein hochadelicher Jüngling, nach dem Leben strebe. Man hinterbrachte ihm genau, wo, wann, und wie man ihn ermorden würde. Man erkannte dem Zinna die Strafe der Verbannung zu. Während aber August noch darüber unschlüssig war; trat seine Gemahlinn, die Livia, herein. Diese sagte: Mache es, wie die Aerzte, die, wenn die gewöhnlichen Mittel nicht helfen, gerade die entgegengesetzten brauchen. Durch Strafen hast du noch gegen deine Feinde nichts ausgerichtet; probire die Versöhnung. Zinna kann jetzt, da sein Vorhaben entdeckt ist, deinem Leben nicht mehr schaden; aber deiner Ehre kann er nützen.

August ließ den Zinna sogleich allein zu einer geheimen Unterredung rufen, und, als er erschien, both er ihm selbst einen Ehrensitz an. Hierauf fieng der Kaiser so an:

Vor allem bitte ich dich, Zinna! um die Gefälligkeit, daß du mir nicht in die Rede fal-

lest; ich werde dagegen auch deine Antwort nicht unterbrechen. Es ist dir wohl bekannt, Zinna! mit welchen auszeichnenden Wohlthaten ich dich von jeher begünstiget habe. Ich ertappte dich einst im Lager meiner Feinde, und ich vergalt dir nicht Böses mit Bösem. Ich schenkte dir dein ganzes Vermögen, das du verwirkt hattest, und ich beehrte dich noch überdieß mit der Priesterwürde. Sage mir also, Zinna! wegen welcher von diesen Wohlthaten willst du mich ermorden?

Zinna gerieth in die größte Verwirrung, und der Kaiser fuhr also fort: Zinna! ich schenke dir das Leben zum zweytenmale; einst gab ich dirs, als meinem Kriegsfeinde; heute geb' ich dirs als meinem Meuchelmörder und Hochverräther. Vom heutigen Tage an soll zwischen uns die engste Freundschaft seyn. Laß sehen, Zinna! ob ich dir, oder du mir mehr Wohlthaten schuldig bleibst.

Dieser Edelmuth des Kaisers rührte den Zinna so sehr, daß er lebenslänglich Augusts innigster Freund blieb, und ihn nach seinem Tode zum einzigen Erben seines ganzen Vermögens einsetzte.

Der Kaiser August war so herablassend, daß er fast bey jedermann, der ihn einlud, speiste.

Als er nun einst sehr sparsam und kümmerlich bewirthet wurde; sagte er beym Weggehen zu demjenigen, der ihn eingeladen hatte: Ich hätte nicht geglaubt, daß ich und du so vertraute Freunde wären.

Ein anderer hätte eine so magere Bewirthung für einen Schimpf gehalten, dieser große Monarch hingegen, der wohl mächtiger, als 30 Könige zusammen, war, hielt sie für einen Beweis der Vertraulichkeit, und auch dieses sagte er seinem Bewirther, um ihn nicht zu beschämen; nur heimlich ins Ohr.

Einst bezahlte er die ungeheuern Schulden eines seiner Rathsherren, den er sehr lieb hatte. Als es dieser erfuhr; schrieb er dem Kaiser statt aller Danksagung nur folgenden kurzen Brief: Und mir nichts?

Der Rathsherr beschwerte sich also scherzweise, daß der Kaiser ihm nicht noch obendrein Geld geschenkt hätte, ob er gleich alle seine Schulden bezahlt hatte.

Dieser kühne Scherz hätte leicht als Undank übel ausgelegt werden können; nur August legte ihn nicht übel aus.

In

In einem gewissen Landhause hatte er einst unruhige Nächte; weil eine Nachteule durch ihr Geschrey seinen Schlaf unterbrach.

Ein Soldat, der sich auf den Vogelfang verstand, fieng sie, und trug sie, in der Hoffnung einer sehr großen Belohnung, lebendig zum Kaiser hin. Der Kaiser lobte ihn, und schenkte ihm eine namhafte Summe Geldes.

Der Soldat hatte sich aber noch mehr eingebildet, und er unterstand sich, die Nachteule mit folgenden Worten frey zu lassen: Ich will lieber, daß sie lebe.

Welcher Mächtige hätte nicht eine solche Vermessenheit gestraft? August ließ den Frevler ungestraft.

Ein alter Soldat hatte einen wichtigen Prozeßhandel. Er gieng also öffentlich zum Kaiser August, und ersuchte ihn, daß er vor Gericht sein Sachwalter seyn möchte.

Sogleich stellte ihm August einen sehr guten Advokaten zu, und trug diesem auf, den Soldaten bestens bey Gericht zu vertreten.

Da fieng der Soldat zu schreyen an, und sagte: In der Schlacht bey Akzium, wo du in

der größten Gefahr warst, habe ich statt meiner keinen andern gestellt; ich selbst habe für dich gefochten. Sprachs, und zeigte seine Wunden auf.

August schämte sich, und gieng auf der Stelle mit dem Soldaten als sein Advokat vor Gericht.

Der Geschichtschreiber Timagenes hatte sich gegen den Kaiser, seine Gemahlinn, und gegen die ganze kaiserliche Familie viele muthwillige Lästerungen erlaubt. August gab ihm nur zu verstehen, daß er seiner Zunge mehr Einhalt thun möchte. Als aber Timagenes zu lästern fortfuhr; war die ganze Strafe diese, daß er ihm sein Haus verboth. Uebrigens hatten diejenigen, die diesen überall bekannten, frechen Feind des Kaisers aufnahmen, gar nichts zu fürchten, und Timagenes wurde in dem Hause des Asinius Pollio ein Greis.

August gab wegen dieser Aufnahme seines Feindes dem Pollio nicht einmal einen Verweis; nur das Einzige sagte er ihm einst: Pollio! du ernährst eine Natter.

Ein gewisser Elian hatte einst einen Prozeß, worüber August Richter war. Sein Gegner warf

ihm unter andern hauptsächlich dieses vor, daß er vom Kaiser schlecht rede.

Da wandte sich August zum Kläger, und sagte: Wenn du beweisen kannst, was du sagst; so will ich dem Elian bald zeigen, daß ich auch eine Zunge habe: vielleicht weiß ich von ihm mehr Böses, als er von mir. — Bey dieser Drohung ließ er es bewenden, ohne die Lästerungen Elians weiter zu untersuchen.

Tiberius klagte in seinen Briefen oft und heftig über diejenigen, die sich erfrechten, dem August übel nachzureden. August antwortete ihm, er möchte sich doch hierüber nicht so sehr ereifern: Es ist ja genug, schrieb er, daß wir uns in einer Lage befinden, wo man uns nicht schaden kann.

Nachdem er die Stadt Alexandria mit Sturm erobert hatte; bildeten sich die Einwohner nichts anders ein, als daß er mit ihnen, als Rebellen, nach aller Strenge verfahren würde.

Da stellte August den Arius, einen gebornen Alexandriner, neben sich, und rief öffentlich aus, daß er der Stadt Alexandria aus drey Ursachen schone: erstens wegen ihrer Schönheit, und Größe; zweytens wegen ihrem Erbauer, Alexander dem Großen, dessen Andenken, wie er wohl

wußte, die Alexandriner hoch in Ehren hielten, und drittens wegen seinem Freunde Arius.

Es war eine große Gnade, daß er eine rebellische Stadt, die sich ihm äusserst hartnäckig widersetzt hatte, nicht streng züchtigte. Aber eben so lobenswürdig ist auch seine Bescheidenheit, daß er diese Gnade nicht seiner eigenen Güte, sondern theils der Stadt selbst, theils dem Alexander, theils seinem Freunde dem Arius zuschrieb, den er auf diese Weise seinen Mitbürgern sehr ehr- und liebenswürdig machte.

Was August von den Eroberungen des großen Alexanders dachte.

Nachdem Alexander der Große 32 Jahre alt war; hatte er schon beynahe die ganze, damals bekannte Welt erobert. Nun stand er in Zweifel, was er denn seine übrige Lebenszeit hindurch machen, und wie er sich ferner beschäftigen sollte.

Als dieses August hörte; wunderte er sich gewaltig, daß es Alexander nicht für etwas weit wichtigeres erkannte, ein Reich gut regieren, als ein Reich erobern.

Er mißbilligte auf diese Weise billig Alexanders unmäßige Herrschsucht, der nichts für königlicher hielt, als die Gränzen seines Reiches immer mehr zu erweitern, da es doch weit edler, und schwerer ist, ein Reich mit guten Gesetzen, und heiligen Sitten zu zieren, als mit den Waffen in der Faust Eroberungen auf Eroberungen zu häufen.

Was August von seinen eigenen Unternehmungen hielt.

Als er seinen Vetter Kaius nach Armenien schickte, wünschte er ihm des Pompeius Güte, Alexanders Muth, und Augusts Glück.

Welche Bescheidenheit, daß ein Mann, der sich durch Klugheit, Gelehrsamkeit, und andere Geistesgaben so sehr auszeichnete, seine rühmlichen Thaten nur seinem Glücke zuschrieb.

Wie der türkische Sultan Saladin bey der Eroberung der Stadt Jerusalem verfuhr.

Die Christen, die sich zu den Zeiten der Kreutzzüge in dem gelobten Lande befanden, hatten mit

dem Sultan Saladin einen Waffenstillstand geschlossen, der beyderseits mit einem Eidschwur bestättiget wurde. Ein gewisser christlicher Prinz, Reginaldus von Chatillon genannt, setzte aber demungeachtet seine Feindseligkeiten und Streifereyen wider die Türken, die sich jetzt sicher glaubten, immer fort. Er, und die Tempelherren, ein christlicher Ritterorden, fielen überall unversehens über sie her, nahmen sie gefangen, und behandelten sie mit grausamer Härte. Unter andern nahm dieser Reginaldus einen zahlreichen türkischen Pilgerhaufen, der im Vertrauen auf den Waffenstillstand ganz ruhig aus Egypten nach Arabien zog, gefangen, und ließ alle in Eisen schlagen. Saladin foderte die Gefangenen zurück. Reginaldus, anstatt diesem billigen Verlangen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, stieß die gröbsten Schimpfworte aus.

Saladin wurde hierüber so aufgebracht, daß er Gott zum Zeugen des von den Christen gebrochenen Eidschwures nahm, und schwur, sie mit all seiner Macht zu bekriegen, und den treulosen Reginald mit eigener Faust zu tödten.

Bald darauf rückte er mit fünfzigtausend Mann in das Gebieth der Christen ein, und schlug sie den ersten May 1187. Den zweyten

Tag des Julius lieferte er den Christen abermal eine Schlacht, die drey Tage lang dauerte. Endlich wurden die Christen auf das Haupt geschlagen, und Guido, der König von Jerusalem, Reginaldus von Chatillon, und der Großmeister der Tempelherren gefangen. Dem König und dem Großmeister schenkte der Sultan, so wie den übrigen Gefangenen, das Leben; dem Reginald hingegen versetzte er mit eigener Hand einen Säbelhieb, und ließ ihn dann von seinen Leuten zusammenhauen. Den 19. September griff er endlich die Hauptstadt Jerusalem selbst an, und den 2. Oktober wurde sie ihm unter folgenden Bedingungen übergeben: Die Christen sollten ihm die Stadt in dem Zustande, worinn sie sich befände, ohne etwas niederzureissen, übergeben. Der Adel und die Soldaten könnten mit ihren Waffen frey abziehen, und sich, wohin sie wollten, begeben, ohne von einer türkischen Wache begleitet zu werden. Die übrigen Einwohner dürften alle ihre Habschaften mitnehmen, und sollten ebenfalls in Sicherheit gebracht werden, nachdem sie eine bestimmte Kopfsteuer bezahlt haben würden.

Als nun der Patriarch von Jerusalem, Heraklius genannt, nebst seiner Habschaft, auch noch alle Kirchenschätze, ja sogar die Silber- und Gold-

platten, womit das heilige Grab belegt war, abführen lassen wollte; so wendeten die Leute des Saladin ein, daß der geschlossene Vergleich nur die Haushabschaften mitzunehmen erlaube. Allein Saladin sagte: weil die Kirchenschätze im Vertrage nicht ausdrücklich ausgenommen wären; so willige er ein, um das ohnehin schwere Schicksal dieser Unglücklichen nicht noch schwerer zu machen.

Der Königinn von Jerusalem, Sibilla genannt, und den Prinzessinnen, ihren Töchtern, begegnete Saladin mit großer Ehrerbiethung, und er machte ihnen Hoffnung, daß der König, sein Gefangener, durch ein mäßiges Lösegeld die Freyheit erhalten sollte. Er hielt auch Wort. Die Weiber und Mädchen der Stadt giengen schaarenweise hinter der Königinn her. Sie trugen, oder führten ihre Kinder, und weinten, und wehklagten sehr rührend.

Saladin fragte sie, womit er ihr Leidwesen erleichtern könnte. Herr! antworteten sie, wir haben alles verloren; allein ihr könntet, ohne eurer Macht zu schaden, unser Elend in Freude verwandeln. Gebt uns unsere Männer, gebt uns unsere Väter, die in Fesseln schmachten, zurück: alles übrige wollen wir euch gerne lassen. Sie werden unsern Thränen alle Bitterkeit beneh-

men, wenn sie die ihrigen darein mischen, und derjenige, der die Vögel der Luft nährt, wird uns mit unsern Kindern nähren.

Sogleich befahl Saladin, daß man unter den Gefangenen alle diejenigen aufsuche, welche verlangt wurden. Er zahlte seinen Soldaten das Lösegeld dafür aus seinem eigenen Schatze, und theilte noch überdieß unter diese unglücklichen Familien ihrem Range und Stande angemessene Geschenke aus.

Wie Sokrates aß und trank.

Der Heide Sokrates, ein Weltweiser der griechischen Hauptstadt Athen, lebte so mäßig, daß wohl kein Mensch mit seiner Arbeit so wenig verdienen mag, daß Sokrates nicht damit ausgekommen wäre. Er nahm nur so viel Speise, als er mit Appetit genoß, und er kam dazu so vorbereitet, daß ihm der Hunger anstatt der Zuspeise diente. Jedes Getränk schmeckte ihm; weil er niemals trank, als wenn ihn dürstete. Gieng er auf die Einladung eines Freundes zu einem Gastmahle; so vermied er mit leichter Mühe, was den meisten so schwer ist, daß er den Magen nicht überlud. Die das nicht konnten, de-

nen gab er den Rath, solche Speisen und Getränke zu meiden, welche reizten, ohne Hunger zu essen, oder ohne Durst zu trinken. Denn die wären es eben, welche den Magen, den Kopf, und die Seele verderbten.

Was er von einem einzigen Kuß hielt.

Als er einst gehört hatte, daß sein Schüler Kritobulus einen schönen Knaben geküßt hätte, fragte er den Xenophon, der gleichfalls sein Schüler war, in Gegenwart des Kritobulus mit folgenden Worten: Sag mir doch, Xenophon, hast du nicht unsern Kritobulus bisher mehr unter die vernünftigen, als unter die verwegenen, mehr unter die verständigen, als unter die unbesonnenen und tollkühnen Menschen gerechnet?

Xenophon. O ja, wahrhaftig.

Sokrates. So halte ihn denn von nun an für einen der allerhitzigsten, und verwegensten Menschen, für einen, der im Stande wäre, sich über den Kopf in blosse Degen zu stürzen, oder in ein Feuer zu rennen.

Xenoph. Und was hast du denn von ihm gesehen, daß du ihn so streng verurtheilest?

Sokrat. Hat er nicht die Kühnheit begangen, den Sohn des Alkibiades zu küssen, welcher so wohl gebildet, und so schön ist?

Xenoph. O, wenn das die verwegene That ist; so wäre ich wohl selbst im Stande, mich in die Gefahr zu wagen.

Sokrat. O du Wagehals! weißt du auch, was du zu erwarten hast, wenn du einen schönen Knaben küssest? Wirst du nicht von Stund an aus einem freyen Menschen ein Knecht? Bezahlest du nicht eine schädliche Lust überaus theuer? Hinderst du dich nicht selbst, auf irgend etwas Rühmliches und Gutes zu denken? und zwingst dich dagegen, Anschläge zu ersinnen, welche kaum einem Rasenden einfallen würden?

Xenoph. Das sey weit von mir! welche schreckliche Gewalt legst du einem Kusse bey?

Sokrat. Und darüber wunderst du dich? Weißt du nicht, daß die kleinen Spinnen, nicht eines Hellers groß, den Menschen, dessen Mund sie berühren, so schmerzhaft stechen, daß er von Sinnen kömmt?

Xenoph. Ja, das glaube ich gern; diese Spinnen flößen mit ihrem Bisse Gift ein.

Sokrat. Du Thor! meynest du nicht, daß der Kuß schöner Personen auch etwas einflösse, das du nicht siehest? Weißt du nicht, daß das Thierchen, welches man schön und reizend nennt, weit giftiger ist, als diese Spinnen; da diese nur durch das Berühren, jene auch ohne Berührung, wenn man sie nur ansieht, von ferne ein solches Gift einflössen, welches rasend macht? Kurz, ich rathe dir, Xenophon, wenn du einen schönen Knaben siehst, daß du eiligst davon laufest, ohne dich umzusehen. Dir aber, Kritobulus, rathe ich, ein ganzes Jahr zu verreisen; weil eine so lange Zeit kaum zureichen wird, dich von deiner Wunde zu heilen.

Wie er einen Freydenker überwies.

Als er hörte, daß der jüngere Aristodem nicht nur selbst weder durch Opfer, noch durch Gebeth eine Religion zu erkennen gebe, sondern auch über andere, die dieß thäten, nur spotte, sprach er zu ihm: Sag mir einmal, Aristodem, bewunderst du manche Menschen wegen ihrer Geschicklichkeit?

Aristodem. O ja!

Sokrat. So nenne mir doch ihre Namen.

Aristod. In der Dichtkunst bewundere ich vor allen andern den Homer, den Menalippides, und den Sophokles; in der Bildhauerkunst den Polyklet, und in der Mahlerey den Zeuxes.

Sokrat. Scheinen dir die größere Bewunderung zu verdienen, welche Bilder ohne Verstand und Bewegung machen, oder die, welche belebte, verständige, und wirksame verfertigen?

Aristod. O wahrhaftig, die, deren Bilder belebt sind, wenn nur dieselben keine Werke des Zufalls, sondern ihrer Ueberlegung sind.

Sokrat. Da sich bey manchen keine Anzeige findet, warum sie da sind, andere aber ihren offenbaren Nutzen haben, welche von beyden scheinen dir Werke des Zufalls, oder der Ueberlegung zu seyn?

Arist. Es versteht sich, daß die nützlichen, Werke der Ueberlegung sind.

Sok. Was dünkt dich nun? Hat der Urheber und Schöpfer der Menschen, ihnen die Werkzeuge, womit sie empfinden, des Nutzens wegen gegeben, als die Augen, sichtbare Dinge damit zu sehen, die Ohren, den Schall damit zu

hören? Wozu dienten uns die mancherley Arten des Wohlgeruchs, wenn wir keine Nase hätten? Wie würden wir das Süsse und Scharfe, und was uns sonst der Mund angenehmes zu schmecken giebt, empfinden, wenn wir keine Zunge hätten, welche darüber richtete? — Weiter, scheint dir nicht auch dieses das Werk einer Vorsehung zu seyn, da das Gesicht schwach ist, daß der Urheber der Menschen dasselbe mit Augenliedern verschlossen hat, welche sich öffnen, wenn wir es wozu nöthig haben, im Schlafe aber sich schliessen? Damit ihm auch die Luft nicht schadete, hat ers mit Augenwimpern, als mit einem Durchschlage versehen, und die Augenbraunen über den Augen, als ein Vordach, angesetzt, damit sie der Schweiß vom Kopfe nicht verletzte. Daß aber das Gehör alle Stimmen und Töne vernimmt, ohne jemals angefüllet zu werden; daß alle Thiere die Speisen mit den Vorderzähnen zerschneiden, und mit den Backzähnen zermalmen können; daß der Mund, durch welchen alles, was die Thiere begehren, in den Bauch gehet, nahe bey den Augen und der Nase seinen Platz erhalten, da hingegen die Kanäle des unangenehmen Abganges, und dessen Ausführung, so weit als möglich, von den Werkzeugen der Sinnen entfernet worden: wie können alle

diese wohlüberlegten Verfügungen dich zweifeln lassen, ob sie Werke des Zufalles, oder des Verstandes sind? —

Aristod. O wahrlich nein; sondern wenn man die Sache so ansieht, scheint sie allerdings das Werk eines weisen Meisters, welcher für das Leben der Thiere Sorge trägt.

Sokrat. Weiter, daß er ihnen die Lust zum Kinderzeugen eingepflanzet, und den Müttern die Lust, die Kinder zu säugen, wie den Säuglingen das heftigste Verlangen zum Leben, und die heftigste Furcht vor dem Tode, das sieht ohne Zweifel den Veranstaltungen eines Wesens sehr ähnlich, welches beschlossen hatte, daß Thiere seyn sollen. Aber was meynest du, hast du auch etwas Verstand in dir?

Aristod. Frage mich; so werde ich dir antworten.

Sokr. Glaubst du, daß sonst nirgends Verstand zu finden sey? Du weißt doch, daß du an deinem Leibe nur ein wenig Erde hast, wovon es viel giebt, wie auch nur ein wenig Feuchtigkeit, dergleichen ebenfalls viel vorhanden ist, und so mit jedem der übrigen Dinge, wovon anderswo eine ungeheure Menge zu finden ist,

ist ein kleiner Theil zum Baue deines Leibes gekommen. Kannst du also wohl glauben, daß du durch einen blossen Glücksfall den Verstand, der sonst nirgends zu finden sey, erhaschet habest; und daß diese übergroßen, und an Menge unendlichen Werke, so ohne allen Verstand in der besten Ordnung sich befinden? —

Aristod. Freylich kann ich das glauben; denn ich sehe die Herren der Welt nicht, wie ich die Künstler hier verfertigter Werke sehe. —

Sokr. Siehst du doch auch deine Seele nicht, die Beherrscherinn deines Leibes: du könntest also, nach dieser Art zu schliessen, auch sagen, daß du nichts mit Ueberlegung sondern alles blindlings thätest.

Aristod. Lieber Sokrates! ich verachte die Gottheit gewiß nicht; sondern ich halte sie für allzugroß, als daß sie meines Dienstes bedürfte.

Sokr. Je größer also das Wesen ist, welches dich seiner Fürsorge werth hält, desto mehr mußt du es verehren.

Aristod. Sey versichert, wenn ich wüßte, daß sich die Götter um uns Menschen bekümmerten, sie sollten mir nicht so gleichgiltig seyn.

Sokr.

Sokr. So glaubst du noch nicht, daß sie sich um dich bekümmern? Da sie den Menschen, unter allen Thieren allein, aufrecht gemacht (welche aufrechte Stellung ihm den Vortheil einer weitern Aussicht, und die bessere Betrachtung dessen, was über ihm ist, verschaffet, und mit wenigerm Ungemach verbunden ist) wie auch das Gesicht, Gehör, und einen Mund anerschaffen haben? Den übrigen Thieren haben sie nur Füsse gegeben, die ihnen zum Gehen dienen; dem Menschen aber auch Hände, die das meiste verfertigen, was unsere Glückseligkeit vor jenen erhöhet: da auch alle Thiere eine Zunge haben; so haben sie die menschliche Zunge allein geschickt gemacht, sich nach allen Seiten im Munde zu bewegen, und deutliche Töne hervorzubringen, womit wir einander alles zu verstehen geben können, was wir wollen. Die Fortpflanzungslust ist andern Thieren so mitgetheilt, daß sie auf eine gewisse Jahreszeit eingeschränkt ist; der Mensch aber kann dieselbe zu jeder Jahreszeit bis ins Alter geniessen. Doch es ist Gott nicht genug gewesen, für den Leib zu sorgen, er hat dem Menschen (welches das wichtige ist) auch die beste Seele gegeben. Denn erstlich, welche Seele eines andern Thieres erkennet, daß Götter sind, welche diese so großen und schönen Werke ange-

ordnet haben? Welches Geschlecht, ausser dem menschlichen, dienet den Göttern? Welche Seele ist geschickter, als die menschliche, dem Hunger, dem Durst, der Kälte, der Hitze vorzubeugen, oder die mancherley Krankheiten zu heilen, oder den Leib durch Uebungen zu stärken, oder immer mehr zu lernen, oder sich dessen, was er gehört, gesehen, oder gelernet hat, wieder zu erinnern? Siehst du nicht offenbar, daß die Menschen unter den andern Thieren, wie Götter leben, über welche sie durch ihre Natur selbst, nach Leib und Seele weit erhaben sind? Denn ein Wesen mit dem Leibe eines Rindes, und mit dem Verstande eines Menschen würde nicht thun können, was es wollte; hätte es aber Hände, und keinen Verstand; so wäre es auch nichts besser. Du hast nun beyde vortrefliche Stücke erhalten, und glaubst doch nicht, daß die Götter für dich sorgen? Was können sie denn also noch thun, damit du glaubest, daß sie deiner eingedenk seyn?

Aristod. Sie könnten mir, wie du sagest, daß dir geschehe, Rathgeber schicken, was ich thun, und lassen soll.

Sokr. Wenn sie nun deinen Mitbürgern auf ihre Fragen antworten, meynest du nicht, daß solches auch dich angehe? Auch nicht, wenn

sie deinen Landsleuten durch Zeichen etwas vorher verkündigen, oder gar allen Menschen? Denkest du, daß sie dich da allein von ihrer Fürsorge ausschliessen? Kannst du glauben, daß die Götter den Menschen die Meynung eingepflanzet hätten, sie wären vermögend Gutes und Böses zu erweisen, wenn sie nicht mächtig wären: und, daß die Menschen sich die ganze Zeit damit würden betrügen lassen, ohne es zu merken? Siehest du nicht, daß die alleraltesten, und weisesten Einrichtungen in der Welt (ich meyne die Staaten und Völkerschaften) am gottesfürchtigsten sind, und daß die Menschen im verständigsten Alter am meisten an die Götter denken? Lieber Aristodem! erkennest du, daß der Geist in dir deinen Leib nach eigenem Gefallen regiere; so mußt du ja auch glauben, daß der in dem Ganzen wohnende Geist alles, wie es ihm gut däucht, anordne: nicht aber, daß zwar dein Gesicht in eine weite Entfernung reiche; aber das Auge Gottes sey zu schwach, alles auf einmal zu sehen: auch nicht, daß zwar deine Seele an das, was hier, was in Egypten, und was in Sizilien geschieht, denken könne; aber der Verstand Gottes sey nicht zureichend, an alles zugleich zu denken. Wenn du andern dienest; so siehest du, wer geneigt sey, dir wieder zu dienen; bist du

andern gefällig; wer dir wieder gefällig sey; und fragest du einen um Rath; so erkennest du, ob er Verstand habe. Mit den Göttern kannst du diese Probe auch machen, wenn du ihnen dienest, ob sie geneigt sind, dir in solchen Sachen, welche den Menschen verborgen sind, zu rathen; und du wirst finden, daß die Gottheit wirklich so groß, und so herrlich ist, daß sie alles zugleich sieht, alles hört, allenthalben gegenwärtig ist, und für alles zugleich sorgt.

Anmerkung. Daß Sokrates dem heidnisch erzogenen Aristodem ein und das anderemal das Wort: Götter nachgesprochen hat, darf dich, lieber Leser, nicht irre machen; denn in einem Religionsgespräch mit einem Heiden geht es, wenigst Anfangs, nicht wohl anders an, als daß man sich ein und des andern heidnischen Ausdruckes bediene, wenn man nur zugleich auch zu verstehen giebt, daß man von der Sache bessere Begriffe habe. So wenig du einen tief eingewurzelten Baum mit einem Streiche fällen kannst; so wenig kann, und will auch ein weiser Lehrer tief eingewurzelte irrige Meynungen, und Ausdrücke alle zugleich bestreiten, und ausrotten. So sagt auch der heilige Paulus 1. Kor. 9, 20. daß er den Juden ein Jude, und den Heiden wieder

ein Heide geworden sey, nur um das Vertrauen Aller zu gewinnen, und sie nach und nach zum Christenthume zu bekehren. Ja er hat sogar den Christen Timotheus, wie die Apostelgeschichte 16, 3 erzählt, nach dem irrigen Glauben der Juden beschnitten, nur damit so die Juden die Predigten dieses Christen lieber hörten. Daß aber Sokrates für seine Person nur einen einzigen, und zwar höchst mächtigen, unendlich weisen, überall gegenwärtigen, für alles sorgenden Gott glaubte, folglich von Gott reine christliche Begriffe hatte, hat er in diesem Gespräch, und auch sonst, oft und deutlich genug gesagt.

Was er von der Enthaltsamkeit lehrte.

Da die Enthaltsamkeit für einen Menschen ein so rühmliches und nützliches Gut ist, sagt der Heide Xenophon, ein Schüler dieses Sokrates; so wollen wir sehen, ob Sokrates durch folgende Rede einen Antrieb dazu gegeben habe:

Meine Herren! sprach Sokrates einst, wenn wir Krieg hätten, und wir wollten einen Mann wählen, welcher nicht nur uns schützen, sondern auch unsere Feinde bezwingen könnte, würden wir dazu den wählen, von welchem wir wüßten, daß

er dem Bauche, oder dem Weine, oder der Wohllust, oder der Arbeit, und dem Schlafe unterlåge? Wåre es moͤglich, daß wir einem solchen zutrauen koͤnnten, er werde uns schůtzen, und die Feinde uͤberwinden?

Gesetzt ferner, wir såhen, daß sich unser Lebensende nahete, und wollten gern jemand unsere unerzogenen Knaben, und mannbaren Toͤchter, zur Erziehung, und zur Aufsicht, oder unser Vermoͤgen zur Verwaltung anbefehlen, wuͤrden wir das Vertrauen zu einem Schlemmer nehmen?

Weiter: wollten wir einem versoffenen Knechte unser Vieh, unsern Vorrath, oder unsere Wirthschaft uͤbergeben? Wollten wir einen solchen zum Aufwårter, oder Marktknechte nehmen, wenn er uns gleich geschenkt wuͤrde? Nimmt man aber nicht gern einen Knecht an, welcher der Unmåssigkeit ergeben ist; wie viel mehr werden wir uns zu huͤten haben, daß wir nicht selber darein verfallen? Ein Geiziger, der andere um ihr Geld bringt, glaubt dadurch sich selbst zu bereichern; ein Unmåßiger aber thut andern Schaden, und sich selber keinen Vortheil; sondern so schådlich er auch seyn mag; so schadet er doch sich selber weit mehr; weil es sonder Zweifel der groͤßte Schade ist, nicht nur sein Hauswesen, sondern

sich selber mit Leib und Seele zu Grunde zu richten.

Wer wird gern mit einem solchen umgehen, von welchem er weiß, daß ihm ein fetter Schmaus lieber ist, als seine Freunde?

Jedermann, der die Enthaltsamkeit für den Grundstein der Tugend hält, sollte seine Seele vor allen Dingen damit versehen. Denn wer kann ohne dieselbe etwas Gutes lernen, oder mit Ruhm in die Ausübung bringen? Welcher Diener der Wohllust schändet nicht seinen Leib und seine Seele? Wenigstens versichere ich, daß, meines Bedünkens, jeder freye Mann wünschen sollte, mit einem solchen Knechte verschont zu bleiben. Diente er aber selbst solchen Wohllüsten; so müßte er die Götter bitten, ihm eine bessere Herrschaft zu schenken. Denn das möchte wohl das einzige Mittel seyn, ihn zu retten.

So redete er, sagt Xenophon, bewies aber auch seine Enthaltsamkeit noch mehr in Thaten, als in Worten. Denn so sehr er sich der sinnlichen Lust enthielt, so enthaltsam war er auch in Ansehung des Reichthums; weil er glaubte, wer von einem jeden Geld annähme, der machte denselben zu seinem Herrn, und begäbe sich in

eine Knechtschaft, die ja so schimpflich wäre, als irgend eine andere.

Streit des Sokrates, und des Antipho.

Antipho hatte sich vorgesetzt, dem Sokrates seine Schüler abwendig zu machen, und kam, in Gegenwart derselben, mit folgender Anrede zu ihm:

Lieber Sokrates! ich habe geglaubt, daß die Liebhaber der Weisheit glücklicher werden müßten, als andere Leute; bey dir aber finde ichs gerade umgekehrt. Denn du lebst so, daß ich glaube, kein einziger Knecht bliebe bey seinem Herrn, wenn dieser ihn nicht besser hielte: du geniessest die schlechteste Kost, und trinkest das schlechteste Getränk, trägst einen schlechten Mantel, der Sommer und Winter eben derselbe ist; dabey gehest du barfuß, und ohne Unterkleid. Du nimmst kein Geld (für deinen Unterricht) an, welches man doch nicht ohne Vergnügen annimmt, und wovon sichs, wenn mans hat, so schön und angenehm leben läßt. Wenn du nun deine Schüler dir einst ähnlich machest, wie die Meister andrer Künste ihre Lehrlinge nach ihrem Beyspiele bilden; so halte dich nur immer für einen Lehrer der Unglückseligkeit.

Sokrates. Mir kommt vor, Antipho, du stellest dir meine Lebensart so kümmerlich vor, daß ich versichert bin, du würdest lieber sterben, als, wie ich, leben. Wohl denn, laß einmal hören, was du so gar Beschwerliches in meiner Lebensart gefunden hast. Ists etwa dieses, wenn einer, der Geld annimmt, genöthigt ist, solches mit dem, wofür ers annimmt, abzuverdienen, daß ich denn nicht nöthig habe, mich mit Schülern abzugeben, die mir nicht anstehen? Oder nennest du meine Kost darum schlecht; weil ich nicht so gesunde Speisen esse, als du? Oder, weil dieselben weniger nahrhaft sind, oder, weil man meine Speisen wegen ihrer Seltenheit und Theuerung schwerer haben kann, als die deinigen? Oder, weil dir deine besser schmecken, als mir die meinigen? — Weißt du nicht, daß der Hunger der beste Koch, und einem recht Durstigen das nächste Getränk das liebste ist? Wer die Kleidung verändert, der thuts der Hitze, oder des Frostes wegen, und Schuhe legt man an, damit man durch nichts, was die Füsse verletzet, am Gehen gehindert werde. Hast du nun jemals gemerkt, daß der Frost mich mehr, als einen andern, zu Hause gehalten? Oder, daß ich, der Hitze wegen, mit jemand um den Schatten gezankt habe? Oder, daß ich nicht überall, nach

meinem Gefallen, herum gegangen bin, weil mir die Füsse wehe gethan? Weißt du nicht, daß die von Natur schwächsten Personen, wenn sie sich üben, stärker werden, als die stärksten, die sich nicht üben? Ich meyne nämlich in dem, was sie treiben, und daß ihnen solches immer leichter wird? Glaubest du nicht, daß ich selber, der ich mich gewöhne, alles zu dulden, was meinem Leibe irgend widerfahren mag, auch alles leichter ertrage, als du, der du ohne Uebung bist? Wenn ich aber weder dem Bauche, noch dem Schlafe, noch der fleischlichen Lust ergeben bin, meynest du, daß mich etwas anders stärker davon abhalte, als dieses, daß ich andere Vergnügungen kenne, die besser sind, die mich nicht nur in dem Augenblicke des Genusses erfreuen, sondern die mir auch die Hoffnung eines beständigen Nutzens gewähren? Du weißt doch, daß die, welchen keine Sache nach ihrem Sinn gelingt, sich auch nicht freuen; die aber denken, daß ihnen ihr Ackerbau, ihre Schiffahrt, oder, was sie sonst für ein Geschäft haben, wohl von statten gehe, die freuen sich, als glückliche Leute. Meynest du nun, daß das Vergnügen über alle diese Dinge dem gleich sey, welches derjenige empfindet, der da glaubt, daß er selbst immer besser werde, und auch seine Freunde bessere?

Und, das darf ich, meines Ortes, sicher glauben. Verlangen Freunde, oder das Vaterland selbst, unsere Dienste; welcher von beyden wird dazu aufgelegter seyn, der so, wie ich jetzt, lebet; oder der eine Lebensart führt, wie du anpreisest? Welchem wird ein Feldzug leichter werden, dem es unmöglich ist, ohne einen kostbaren Tisch zu leben, oder dem das genügt, was da ist? Wer wird sich in einer Belagerung schneller ergeben, der, welcher die seltensten Speisen verlanget, oder der die gemeinsten Speisen, welche am leichtesten zu haben sind, mit Zufriedenheit annimmt? Du, Antipho! scheinest einen leckern und kostbaren Tisch für die Glückseligkeit zu halten; ich aber glaube, wenig bedürfen, sey göttlich; und am wenigsten bedürfen, heisse, der Gottheit am nächsten kommen; die Gottheit sey das vollkommenste Wesen, und, der Gottheit am nächsten seyn, heisse, der Vollkommenheit am nächsten seyn.

Ein andermal sprach eben dieser Antipho: In Wahrheit, Sokrates, ich halte dich für einen gerechten Mann; aber für weise — nimmermehr. Mich dünkt, du erkennest das selber; daher nimmst du von keinem deiner Schüler Geld an. Gleichwohl würdest du weder diesen Mantel,

noch deine Wohnung, noch sonst etwas von deinen Sachen, welchem du einigen Werth beylegtest, ich will nicht sagen, umsonst weggeben; sondern weniger dafür nehmen, als es werth ist. Wenn du also glaubtest, daß dein Unterricht etwas werth wäre; so würdest du ihn eben so wenig unter dem Preise geben. Gerecht magst du also wohl seyn; weil du keinen aus Geiz um sein Geld bringst; aber weise durchaus nicht, weil deine Wissenschaft keinen Werth hat.

Sokrates. Ach! Antipho, wir glauben, daß die Weisheit eben so, wie die Schönheit, wohl angebracht, oder auch gemißbraucht werden kann. Eine Person, die ihre Schönheit einem jedem, der dazu Lust hat, für Geld überläßt, nennt jedermann eine Metze; findet sich aber ein ehrliebender, und beständiger Liebhaber, und sie wählt denselben zum einzigen Freunde; so halten wir sie für verständig und tugendhaft.

Eben so ists mit der Weisheit: wer sie einem jeden für Geld verkauft, der heißt ein Afterweiser (und ist einer Metze gleich); wer aber einen jungen Menschen von gutem Kopfe und Herzen lehret, was er selbst Gutes weiß, und ihn dadurch zu seinem Freunde macht, der schei=

net mir die Pflicht eines ehrliebenden guten Bürgers zu erfüllen. —

Auf mich selber zu kommen, Antipho, wie mancher andere sein Vergnügen an einem schönen Pferde, Hunde, oder Vogel hat; also finde ich das meine noch vielmehr an guten Freunden. Habe ich etwas Gutes gelernet; so lehre ich sie solches, und empfehle ihnen dasjenige, was ihr Wachsthum in der Tugend befördern kann. Ich suche auch die Schätze der Weisen auf, die vor mir gelebt haben, welche in ihren Schriften enthalten sind, und gehe sie mit meinen Freunden durch. Finden wir denn etwas Gutes; so zeichnen wir solches aus, und haltens für einen großen Gewinn, wenn wir einander nützlich werden.

Streit des Sokrates mit Aristipp.

Sokrat. Sag mir doch, Aristipp, wenn du zwey Knaben zu erziehen hättest, wovon der eine zum Regieren, der andere zum Gehorchen bestimmt wäre, wie würdest du einen jeden von beyden gewöhnen? Wollen wir, um die Sache zu untersuchen, von der Kost anfangen, als dem allerersten Stücke?

Aristipp. Immerhin; die Kost scheinet mir allerdings das erste; denn ohne Kost kann einer nicht leben.

Sokr. Wenn sie also Lust haben, und die Zeit ist da; ists dann rathsam, daß sie beyde zu essen bekommen?

Aristipp. O ja!

Sokr. Welchen von beyden müßte man gewöhnen, lieber dringende Geschäfte vorher abzufertigen, ehe er seinen Hunger befriedigte? —

Aristipp. Ohne Zweifel den, welcher zum Regieren erzogen würde, damit die Angelegenheiten des Vaterlandes, um seiner Bequemlichkeit willen, nicht liegen blieben.

Sokr. Wenn sie aber trinken wollten; müßten wir eben demselben auferlegen, so lange Durst zu leiden?

Aristipp. Allerdings.

Sokr. Und welchen werden wir anhalten, seinen Schlaf zu mäßigen, sich spät niederzulegen, und früh aufzustehen, auch wohl die ganze Nacht zu wachen, wenns nöthig wäre?

Aristipp. Wieder eben denselben.

Sokr. Wie aber mit der Enthaltsamkeit in der Liebe, daß er dadurch im Nothfalle nicht von den Geschäften abgehalten würde?

Aristipp. Auch dazu müßte eben derselbe gewöhnt werden.

Sokr. Welchen von beyden würdest du gewöhnen, keine Arbeit zu scheuen, sondern willig darunter auszuhalten?

Aristipp. Ebenfalls den, der zum Regieren erzogen würde.

Sokr. Wie aber, wenns eine Kunst gäbe, welche lehren könnte, die Feinde überwinden; für welchen von beyden würde sich die am besten schicken?

Aristipp. In Wahrheit für den, welcher zum Regieren erzogen wird. Denn was könnte ihm alles andere helfen, ohne diese Wissenschaft?

Sokr. Meynest du also, daß einer, der so erzogen ist, sich von seinen Feinden nicht so leicht fangen lasse, als andere Thiere? — Denn diese lockt man zum Theil durch ihre Lüsternheit; indem manche, die sonst furchtsam sind, dennoch durch die Freßbegierde zum Köder hingetrieben,

und gefangen werden. Andern wird durch das Getränk nachgestellt.

Aristipp. Richtig.

Sokr. Noch andere durch die Liebe; wie die Wachteln und Feldhüner durch die Stimme des Weibchens, und die Hoffnung des Genusses der Wohllust gereizt, und dermassen bethöret werden, daß sie an keine Gefahr gedenken, und blindlings in die Netze eingehen.

Aristipp räumte auch das ein.

Sokr. Hältst du es also nicht schimpflich für einen Menschen, daß er sich, wie die dümmsten unter den Thieren, bethören lasse? Als wenn die Ehebrecher in fremde Häuser schleichen, ob sie schon wissen, daß ein Ehebrecher Gefahr laufe, nicht nur in die Strafe zu fallen, welche die Gesetze drohen, sondern daß man ihm auch auflaure, und, wenn er ertappt wird, den größten Schimpf anthue? Wer also bey aller Gefahr und Schande, die auf einen Ehebrecher wartet, und bey allen Hilfsmitteln wider die Wohllust, dennoch in die Gefahr hinein rennet, muß man den nicht für einen Rasenden halten?

Aristipp. So scheinet mirs wirklich auch.

Sokr.

Sokr. Da die Menschen ferner so viele unvermeidliche Geschäfte unter freyem Himmel zu verrichten haben; als den Kriegsdienst, die Feldarbeit, und andere, die nicht weniger wichtig sind; hältst du es nicht für eine große Nachläßigkeit, daß viele sogar ungeübt sind, Frost und Hitze zu ertragen?

Aristipp gestund auch das.

Sokr. Ists daher nicht nöthig, einen künftigen Regenten zu üben, daß er auch diese ertragen lerne?

Aristipp. Allerdings.

Sokr. Wenn wir nun die, welche in dem allen enthaltsam sind, für regierungsfähig halten; wollen wir denn diejenigen, die solches nicht sind, für untüchtig zu obrigkeitlichen Aemtern erklären?

Aristipp räumte das gleichfalls ein.

Sokr. Wie nun? Da du so gut einsiehest, in welcher Reihe einem jeden sein Platz gebühre; hast du auch wohl daran gedacht, in welche dieser Reihen du dich selbst von Rechts wegen setzen müssest? —

Aristipp. O was mich betrift, ich rechne mich gar nicht zu denen, welche zu regieren be-

gehren. Denn ich halte es für sehr unverständig, da ein Mensch so viel zu thun hat, sich selbst seine Nothdurft zu verschaffen, wenn ihm das nicht genug ist, sondern wenn er überdas noch auf sich nimmt, alle die andern Bürger zu versorgen: wenn er sogar vieles, was er gern hätte, selbst entbehret, und, als Regent, die Verantwortung davon auf sich nimmt, wenn dem Vaterlande etwas mangelte, das es haben möchte. Ist das nicht eine große Einfalt? Denn die Länder möchten ihre Regenten gerne gebrauchen, wie ich meine Knechte. Von diesen verlange ich, daß sie mir alles, was ich nöthig habe, reichlich anschaffen, selbst aber nichts davon anrühren sollen. Eben so meynen die Länder, daß ihnen ihre Regenten alles mögliche Gute verschaffen, für ihren Theil aber sich deß allen enthalten müßten. Wer selbst gern viel zu schaffen haben, oder andern machen will, den werde ich durch eine solche Erziehung unter die Regierungsfähigen zu bringen suchen; mich selber zähle ich zu denen, die auf das bequemste und angenehmste zu leben wünschen.

Sokr. Wollen wir also auch das untersuchen, welche von beyden angenehmer leben, die Regenten, oder die Unterthanen?

Aristipp. Ganz gerne.

Sokr. Also zuerst von den Völkern, die wir kennen, sind in Asien die Perser ein herrschendes Volk; die Syrer aber, die Phryger und Lydier sind Unterthanen. In Europa herrschen die Skyten; die Marotier hingegen gehörchen. In Afrika sind die Karthaginenser herrschend, und die Afrikaner unterwürfig. Welche von beyden scheinen dir am angenehmsten zu leben? Oder, da du ein Grieche bist, welche von beyden hältst du für die glücklichsten, die herrschenden, oder die unterwürfigen Nationen?

Aristipp. Ey! ich habe eben so wenig Lust, mich unter die Knechtschaft zu begeben (als ich mich unter die Regierungsfähigen zähle). Es giebt einen Mittelweg, der weder durch das Land der Knechtschaft, noch der Herrschaft, sondern durch das Land der Freyheit gehet, und am sichersten zur Glückseligkeit führet, den suche ich zu wandeln.

Sokr. Ja wenn er eben so wenig durch das Land der Menschen, als durch das Land der Herrschaft, oder der Knechtschaft gienge, so möchtest du Recht haben. Wenn du aber unter Menschen lebest, und doch weder zu herrschen, noch

unterthänig zu seyn verlangest, auch den Regenten nicht gern deine Ehrerbiethung erweisest; so mußt du doch wohl einsehen, wie die Mächtigen die Geringen sowohl öffentlich, als heimlich zu plagen, und zu ihrem Dienste zu zwingen wissen. Hast du niemals Leute gesehen, welche, wenn andere gesäet und gepflanzet hatten, den Weizen abgemähet, die Bäume umgehauen, und die Geringern, welche ihnen die Ehrerbiethung versagt, auf hunderterley Weise so lange gequälet haben, bis diese überzeugt worden, es sey besser, unterthänig zu seyn, als wider einen Stärkern zu Felde zu liegen? Weißt du nicht, daß auch im gemeinen Leben ein Mächtiger und Starker manchen Niedrigen und Schwachen unter sich bringt, und zu seinem Nutzen gebrauchet? —

Aristipp. Eben darum, und damit mir das nicht widerfahre, lasse ich mich in keiner Stadt, als ein Bürger, nieder, sondern lebe überall als ein Fremder.

Sokr. Ey! was das für ein kluger Ausweg ist! Denn seitdem die Strassenräuber Sinis, Skiron, und Prokrustes todt sind, thut den Fremden niemand mehr Gewalt an. Gleichwohl geben die Regenten ihrer Vaterstädte noch immer Verordnungen, daß ihnen keine Gewalt geschehe.

Ausser ihren Angehörigen suchen sie noch mehr Freunde und Beystand; umgeben die Städte mit Bollwerken, und schaffen Gewehr an, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben; ja sie bemühen sich über das alles noch um auswärtige Bundesgenossen. Dennoch sind sie bey dem allen nicht sicher vor Beleidigungen. Du aber, der du von dem allen nichts besitzest, und deine Zeit großen Theils auf den Landstrassen zubringest, wo die meiste Gewalt verübet wird; der du in jeder Stadt, wohin du kommst, geringer bist, als alle Bürger, kurz, ein Mann so ganz von der Art, an die sich böse Leute gerne machen, meynest dennoch, weil du ein Fremder bist, so werde dir kein Leid geschehen? Trauest du darauf, daß dir Städte, wenn du kommst, und wenn du weggehest, Sicherheit versprechen? Oder darauf, daß du allenfalls ein solcher Knecht seyn würdest, mit dem keinem Herrn gedient seyn würde (wenn er ihn zum Sklaven machte, oder kaufte)? Denn wer würde einen Menschen im Hause haben wollen, der nichts arbeiten möchte, und doch auf das köstlichste zu leben begehrte? Laß uns aber einmal sehen, wie die Herren mit solchen Knechten umgehen. Nicht wahr, sie wissen ihnen die Leckerheit mit Hunger abzugewöhnen? Das Stehlen verbiethen sie ihnen damit, daß sie alles ver-

schliessen, wo sie etwas nehmen könnten. Für das Weglaufen sind die Beinschellen gut, und die Faulheit vertreiben sie ihnen mit Schlägen. Oder wie machst du es, wenn du unter deinem Gesinde einen solchen Sklaven wahrnimmst?

Aristipp. Ich strafe ihn auf alle mögliche Art, bis ich ihn zwinge, gut zu thun. Aber, Sokrates, in rechtem Ernste! worinn sind die, welche zum Regieren erzogen werden (welches du, wie es scheint, für eine Glückseligkeit hältst), besser daran, als andere, die gezwungen sind, sich mißhandeln zu lassen, wenn sie gleichfalls hungern, dursten, frieren, wachen, und alles andere Ungemach freywillig erdulden? Ich wenigstens sehe nicht, worinn der Unterschied bestehe, ob man sich die Haut gutwillig, oder unwillig gerben läßt, ob man seinen Leib gezwungen, oder mit Willen solchen Plagen unterwirft. Ists etwas anders, als Thorheit, wenn man das Böse mit Willen über sich ergehen läßt?

Sokr. Wie? Aristipp, siehst du keinen Unterschied zwischen dem, was man freywillig, und was man gezwungen leidet? Daß der, welcher freywillig hungert, auch essen kann, wenn er will, und wer freywillig durstet, auch trinken kann, und so mit dem übrigen? Wer hingegen

gezwungen ist, Hunger, oder Durst zu leiden, der kann nicht aufhören wenn er will. Ferner, wer eine Mühe freywillig übernimmt, der arbeitet auf Hoffnung und mit Lust; wie die Jäger in der Hoffnung, etwas zu fangen, das Ungemach der Jagd mit Vergnügen über sich nehmen. Doch das sind nur geringe Belohnungen einer schweren Arbeit. Wer hingegen arbeitet, sich nützliche Freunde zu erwerben, oder Feinde zu überwinden, oder die Stärke der Seele und des Leibes zu vermehren, oder die Umstände seiner Familie zu verbessern, oder Freunden wohl zu thun, und sich um das Vaterland verdient zu machen; wie kann dir verborgen seyn, mit welchem Vergnügen solche Leute arbeiten, ihren Zweck zu erreichen, wie sie sich freuen, wie zufrieden sie mit sich selber seyn müssen, wenn sie sich von jedermann gelobt, und um die Wette verehret sehen? Der müßige Zeitvertreib, und die gar zu leichten Wohllüste können aber auch weder dem Leibe eine gesunde Beschaffenheit geben, wie schon den Knaben in der Schule gesagt wird, noch die rühmlichen Einsichten der Seele in irgend einer Sache vermehren. Da hingegen die Uebungen der Geduld, nach der Anmerkung weiser Männer, zu guten und rühmlichen Thaten vorbereiten.

Denn so sagt Hesiodus (ein heidnischer Dichter):

Zum Laster geht man leicht, mit schnellen Schritten fort;
Denn eben ist der Weg, und nicht entfernt sein Ort.
Zur Tugend läßt sich nur durch Müh und Schweiß gelangen.
So will es Gott. Der Weg, den jeder Held gegangen,
Ist lang, ist steil und rauh; im Anfang sonderlich:
Doch kömmt man auf die Höh; dann, glaub es, zeigt er sich
So gleich und angenehm, als schwer er erst gewesen.

Eben das bezeuget (der Weltweise) Epicharm in diesen Worten:

— — — — — — Müh und Schweiß
Verordneten die Götter, als ihrer Güter Preis.

Und an einem andern Ort sagt er:

— — — — — — O Fauler! flieh
Die Weichlichkeit; sonst findst du saure Müh.

Nicht anders erklärt sich der weise Prodikus in seiner Schrift von Herkules, welche er jeder=

mann vorzulesen pfleget, über die Tugend, wo er unter andern, so viel ich mich erinnere, also schreibt:

Als Herkules ins mannbare Alter getreten war, in welchem Jünglinge ihre eigenen Herren werden, und nun zeigen, ob sie in ihrem Leben den Weg der Tugend, oder des Lasters vertreten wollen, begab er sich an einen einsamen Ort, und setzte sich, voll Zweifels, welchen von beyden Wegen er wählen sollte, nieder. Hier sah er zwey große Frauen auf sich zukommen, wovon die eine ein anständiges und freyes Wesen zeigte, natürlich schön, und reinlich von Haut, mit schamhaftem Gesichte, in bescheidener Stellung, und weisser Kleidung. Die andere schien sich zur Fettigkeit und Weichlichkeit gemästet zu haben, und war geschminkt, damit sie weisser, und röther aussähe, als sie wäre. Sie stellte sich gerader, als sie gewachsen war, und riß die Augen weit auf. Uebrigens hatte sie sich so gekleidet, daß ihre Schönheit durchscheinen sollte. Dabey besah sie sich selbst eins über das anderemal, und gab Acht, ob noch sonst jemand auf sie sähe, blickte auch oft nach ihrem eigenen Schatten. Wie sie sich dem Herkules näherten; blieb die zuerst Genannte bey ihrem sittsamen Gange; die Andere

aber eilte ihr zuvor, lief auf den Herkules zu, und sagte:

„Ich sehe, mein Herkules, daß du zweifel„haft bist, auf welchen Weg des Lebens du dich „begeben sollst. Wenn du mich zu deiner Freun„dinn machest; so werde ich dich auf den ange„nehmsten und bequemsten Weg leiten, wo es „dir an keinem Vergnügen fehlen, und nichts „Beschwerliches dir aufstossen soll. Denn da „werden dich weder Kriege, noch Geschäfte be„kümmern, sondern du sollst nur darauf denken, „was du Gutes essen und trinken mögest, was „dein Gesicht und Gehör ergötzen, oder deinen „Geruch und dein Gefühl reizen könne; wie du „am weichsten schlafen, und das alles ohne Ar„beit erlangen mögest. Sollte dir je der Arg„wohn eines Mangels einfallen, wo das alles „herzunehmen wäre; so fürchte nicht, daß ich „deinem Leibe, oder Gemüthe die geringste Arbeit „oder Mühe ansinnen werde, solches anzuschaf„fen, sondern was andere mühsam erworben ha„ben, das sollst du blos geniessen, ohne deine „Hände irgendwo zurückzuhalten, wo du etwas „erobern kannst. Denn ich gebe meinen Freun„den die Macht, alles zu gebrauchen, was und „wo sie es finden."

Hier sprach Herkules: Frau, wie heißt dein Name?

Sie antwortete: Meine Freunde nennen mich Glückseligkeit; aber meine Hasser, die mich verkleinern, nennen mich Laster.

Indessen war die andere Frau auch herangekommen, und redete folgendermassen:

„Auch ich komme zu dir, Herkules; weil „ich deine Aeltern kenne, und von deiner Kindheit an deine Neigung erforscht habe. Daher „ich hoffe, wenn du meinen Weg erwählest, daß „du der Welt große und rühmliche Thaten zeigen wirst, welche mich viel geehrter machen, „und bey allen Rechtschaffenen noch mehr verherrlichen werden. Ich will dich aber mit keinen Vorspiegelungen von Wohllust hintergehen; „sondern dir alles, wie es die Götter geordnet „haben, nach der Wahrheit vorstellen. Die Götter nämlich schenken den Menschen nichts Gutes und Rühmliches ohne Arbeit und Mühe; „sondern, wenn du willst, daß dir die Götter „gnädig seyn; so mußt du ihnen dienen. Willst „du, daß deine Freunde dich lieben; so mußt du „dich um sie verdient machen. Verlangest du, „daß eine Stadt dir Ehre erweise; so mußt du

„der Stadt nützlich werden. Soll dich ganz „Griechenland deiner Tugend wegen rühmen; so „mußt du dich bestreben, ganz Griechenland wohl „zu thun. Soll dein Feld dir reiche Erndten „geben; so mußt du dein Feld bauen. Soll dich „die Viehzucht reich machen; so mußt du dein „Vieh gut warten. Fühlst du einen Trieb, durch „den Krieg groß zu werden, und willst du im „Stande seyn, deine Freunde zu schützen, und „deine Feinde zu bezwingen; so hast du zuerst „die Kriegskünste selbst von geschickten Meistern „zu lernen, und dich dann in denselben zu üben. „Wünschest du, Stärke des Leibes zu besitzen; „so mußt du deinen Leib gewöhnen, der Ver„nunft zu gehorchen, und ihn üben, schwere Ar„beit, und Schweiß zu ertragen.“ —

Hier fiel ihr das Laster, wie Prodikus erzählet, mit folgenden Worten in die Rede:

„Hörest du, Herkules, welch einen beschwer„lichen und langen Weg dich diese Frau zu ihren „(matten) Vergnügungen führet; da ich dich hin„gegen auf einem ganz kurzen und bequemen „Wege zur Glückseligkeit leiten will.“

Die Tugend antwortete: „Du Elende! „was hast du denn Gutes? Kennest du auch

„das geringste Vergnügen, da du nichts darum
„thun willst? Da du das Verlangen darnach
„niemals erwartest; sondern dich mit allem über=
„füllest, ehe dir die Lust dazu ankömmt? Du
„issest, ehe dich hungert, und trinkest ohne Durst.
„Damit dir das Essen schmecke, suchest du müh=
„sam nach künstlichen Köchen, und damit du dir
„Lust zum Trinken machest, schaffest du kostbare
„Weine an, und verlangest im Sommer nach
„Schnee und Eis. Um gut zu schlafen, suchst
„du nicht nur weiche Betten, sondern breitest
„auch Tapeten unter die Bettstellen. Denn dich
„verlanget nach dem Schlafe, nicht, weil du
„gearbeitet; sondern, weil du nichts zu thun hast.
„Zur Wohllust zwingest du dich, ehe sie die Na=
„tur verlangt: du erkünstelst alles, und schändest
„die Natur durch den Mißbrauch beyder Ge=
„schlechter. Denn so gewöhnest du deine Freunde,
„daß du sie die Nacht hindurch schändest, und
„den besten Theil des Tages schlafen läßt. Du
„bist zwar unsterblich; aber die Götter stossen
„dich aus, und die guten Menschen verachten
„dich. Die allerangenehmste Musik, dein eige=
„nes Lob, bekömmst du niemals zu hören, und
„das angenehmste Schauspiel bleibt deinen Augen
„verborgen; denn noch nie hast du ein rühmli=
„ches Werk deiner Hände gesehen. Wer wollte

„deinen Worten glauben? Wer wollte dir et=
„was geben, wenn du dürftig bist? Welcher
„Vernünftige scheuet sich nicht, mit dir umzuge=
„hen? Deine jungen Freunde sind entkräftet am
„Leibe, die alten am Verstande geschwächt. Ohne
„Arbeit haben sie sich in der Jugend gemästet bis
„zum Gleissen; kümmerlich aber schleppen sie sich
„unter drückender Arbeit durch das Alter. Sie
„schämen sich der vorigen Thaten, und die Last
„der gegenwärtigen Mühe liegt schwer auf ihnen.
„Die Jugend verfloß ihnen schnell im Wohlleben;
„das Böse haben sie für ihr Alter aufgespart. —
„Ich hingegen wohne bey den Göttern, und gehe
„mit den besten Menschen um. Ohne mich kömmt
„kein schönes Werk, es sey göttlich, oder mensch=
„lich, zu Stande. Götter und Menschen erwei=
„sen mir die größte Ehre. Die Künstler lieben
„mich, als ihre Gehilfinn; die Hausväter, als
„die Beschützerinn ihrer Häuser; das Gesinde,
„als den gefälligsten Beystand. Ich bin die beste
„Theilnehmerinn an den Geschäften des Friedens,
„die standhafteste Gefährtinn kriegerischer Unter=
„nehmungen, und überall die verträglichste Freun=
„dinn. Uebrigens ist meinen Freunden der Ge=
„nuß ihrer Speisen und des Trankes weder un=
„angenehm, noch beschwerlich. Denn sie warten,
„bis sich die Lust dazu einfindet. Ihr Schlaf ist

„ihnen viel süßer, als den Faulen; doch verlas-
„sen sie ihn ohne Verdruß, und verschieben da-
„rum keine nöthige Verrichtung. Meine Jüng-
„linge freuen sich über die Lobsprüche der Alten,
„und die Greise über die Ehrenbezeigungen der
„Jünglinge. Sie erinnern sich mit Vergnügen
„der vorigen Thaten, und das Gegenwärtige
„macht ihnen lauter Lust; weil sie durch mich
„die Götter zu Freunden haben, sich von ihren
„Freunden geliebt, und vom Vaterlande geehrt
„sehen. Kömmt endlich das bestimmte Ziel; so
„begräbt man sie nicht verächtlich in die Verges-
„senheit; sondern ihr Andenken lebt in unsterbli-
„chen Lobliedern. Willst du also desgleichen
„thun, Herkules, Sohn tapferer Aeltern; so
„darfst du dir zum Besitze der vollkommensten
„Glückseligkeit Hoffnung machen." —

So weit die Erzählung des Prodikus, wie Herkules von der Tugend unterwiesen worden. Er pflegte aber seine Gedanken mit ungleich schönern Worten auszuschmücken, als ich jetzt gethan habe. — Wenn du dieselben überlegst, Aristipp, so wirst du erkennen, daß du Ursache habest, auch ein wenig für die künftige Zeit deines Lebens zu sorgen. —

Anmerkung. Ich darf dir wohl nicht erst sagen, lieber Leser, daß die Tugend und das

Laster dem jungen Herkules nicht persönlich, nach der Dichtersprache des Prodikus, in Gestalt eines ehrliebenden, und eines frechen Frauenzimmers, sondern nur in der Vorstellung ihrer Folgen folgendermassen erschienen sind. Der Jüngling Herkules, der noch unentschlossen war, ob er sich der Tugend, oder dem Laster ergeben soll, betrachtete vor dieser wichtigen Wahl die unausbleiblichen Folgen des Lasters, und der Tugend, wie sie Prodikus beschrieben hat, mit aller Aufmerksamkeit. Die Sinnlichkeit redete ihm mit aller Zudringlichkeit zu, daß er sich dem Laster, die Vernunft hingegen, daß er sich der Tugend ergeben sollte. Herkules hörte die Schutzengelstimme seines Gewissens, und wurde durch die preiswürdigsten Thaten ein großer Held. Wahrlich dem jugendlich leichtsinnigen Aristipp, der gar kein Feind vom Wohlleben war, hätte Sokrates nicht leicht eine schönere Lehre geben können.

Wie Sokrates einen Sohn mit seiner Mutter aussöhnte.

Als Sokrates einst bemerkte, daß sein ältester Sohn, Lamprokles, über seine Mutter aufgebracht sey, sprach er ihm mit diesen Worten zu:

Höre,

Höre, mein Sohn, kennest du Leute, die man Undankbare nennt?

Lamprokles. O ja!

Sokrates. Weißt du auch, wodurch sie sich diesen Namen zugezogen haben?

Lamprok. Ich weiß es wohl; denn wer Gutes empfangen hat, und solches nicht vergilt, da er doch könnte, der heißt undankbar.

Sokr. Meynest du also nicht, daß die Undankbaren unter die Ungerechten zu zählen sind?

Lamprok. In der That ja!

Sokr. Hast du auch wohl darüber nachgedacht, wie es ungerecht ist, Freunde zu Leibeigenen zu machen, nicht aber (im Kriege gefangene) Feinde; obs denn auch ungerecht sey, sich gegen Freunde undankbar zu beweisen, aber nicht gegen Feinde?

Lamprok. O ja! ich glaube, wenn einer Gutes empfangen hat, es sey von einem Freunde, oder Feinde, und er sucht es nicht zu vergelten; so ist er undankbar.

Sokr. Die Undankbarkeit ist also ja wohl die offenbareste Ungerechtigkeit?

Lamprokles bejahte es.

Sokr. Je größer also die Wohlthaten sind, die einer zu vergelten unterläßt, desto ungerechter wird er seyn?

Lamprokles räumte auch das ein.

Sokr. Werden wir nun wohl einen Menschen finden, welcher von jemand in der Welt größere Wohlthaten erhalten hätte, als Kinder von ihren Aeltern? — Denn die Aeltern haben ihnen das Daseyn gegeben, daß sie all das Schöne sehen, und das Gute geniessen können, welches den Menschen von den Göttern gegeben ist. Wie hoch wir aber dasselbe zu schätzen pflegen, ist daher offenbar; weil wir uns unter allen Uebeln vor keinem so sehr, als vor dem Verluste des Lebens fürchten, und weil die Gesetze nur auf die allergrößten Verbrechen die Todesstrafe setzen, zum Beweise, daß sie kein größeres, fürchterlicheres Uebel kennen, der Bosheit zu steuern. Du darfst auch nicht denken, daß das Kinderzeugen nur die Stillung der Wohllust zur Absicht habe; denn dazu fänden sich an den Landstrassen, und in gewissen Häusern Mittel genug: aber es ist offenbar, wie vorsichtig wir sind, eine Person zu finden, mit welcher wir recht gute Kinder zeugen

mögen. Ferner nähret ja ein Mann seine Gattinn, und schafft für die künftigen Kinder alles an, was ihre Bedürfnisse zu erfodern scheinen, und das so reichlich, als er kann. Die Frau aber, wenn sie empfangen hat, trägt die Bürde, von welcher sie nicht wenig beschweret wird, mit Gefahr ihres Lebens; sie theilt die Nahrung mit dem unsichtbaren Geschöpf, und, wenn sie es lange genug getragen hat, bringt sie es mit grosser Arbeit zur Welt. Dann säuget sie es, und sorget dafür, ohne von ihm etwas Gutes zuvor erhalten zu haben; ja, ohne daß das Kind selber weiß, wer ihm diese Wohlthaten erzeige; ohne daß es zu verstehen geben kann, was ihm fehle: sondern die Mutter sucht zu errathen, was ihm diene, oder angenehm sey, und ist bemüht, das Kind zu befriedigen. Also säugt sie es lange Zeit, mit vieler Unruhe, Tag und Nacht, ohne zu wissen, was für das alles einst ihr Dank seyn werde. Doch nicht genug, daß die Aeltern die Kinder nur nähren: sobald sie geschickt sind, etwas zu lernen; lehren sie die Aeltern alles nützliche, was sie selbst wissen, und wenn sie glauben, daß ein anderer geschickter sey, ihre Kinder zu unterrichten; so schicken sie ihre Kinder dahin, bezahlen dafür, und sorgen unabläßig, dieselben so gut zu machen, als möglich.

Lamprok. Wenn auch meine Mutter dieses, und noch vielmal mehr gethan hat; so ists doch nicht möglich, daß einer ihr verdrüßliches Wesen aushalte.

Sokr. So hältst du ja wohl ein bissiges Thier für erträglicher, als eine Mutter?

Lamprok. O ja! besonders wenn sie der meinigen gleicht.

Sokr. So? also hat sie dir schon manchen Biß, und manchen Schlag mit den Füssen versetzt? Denn dieß ist so die Sitte wilder Thiere. —

Lamprok. Das eben nicht; aber sie giebt einem Worte, die man in seinem Leben nicht zu hören wünscht.

Sokr. Worte sind es also, die du bey deiner Mutter unerträglich findest, und der unerträglichen Sorgen und Lasten, die du ihr von Kindheit an, Tag und Nacht, gesund und krank, aufgeladen hast, erinnerst du dich nicht?

Lamprok. Ich habe ihr aber doch nie etwas gesagt, oder gethan, was sie beschimpft hätte.

Sokr. Hältst du das, was sie dir sagt, für schlimmer, als die Beschimpfungen, welche

die Schauspieler auf dem Theater einander ins Gesicht sagen?

Lamprok. Ja, die machen sich darum nichts daraus, weil sie wissen, daß der andere, welcher schimpft, nicht die Absicht hat, zu beleidigen, oder, wenn er droht, nicht Willens ist, los zu schlagen.

Sokr. Weißt du nicht, daß deine Mutter, was sie sagt, auch nicht böse meynt? Daß sie dir vielmehr so herzlich wohl will, als keinem andern? Und doch nimmst du es ihr übel? Oder denkest du, daß dich die Mutter hasse?

Lamprok. Nein, das denke ich eben nicht.

Sokr. Und eine solche Mutter, die dir so gut ist, die, so sehr sie nur kann, für dich sorgt, daß du wieder gesund werdest, wenn du krank bist, daß dir nichts an deinem Unterhalt abgehe, die über das alles dir so viel Gutes von den Göttern erbittet, und Gelübde für dich bezahlet; die nennest du unerträglich? — Ich denke dagegen, wenn dir eine solche Mutter unerträglich ist; so mußt du dein Gutes nicht ertragen können. Sage mir doch, Lamprokles, glaubst du, daß du irgend jemand Ehre zu erweisen habest? Oder bist du gewohnt, dich um keines Menschen

Gunst zu bekümmern, oder jemand zu gehorchen, gefällig zu seyn, er sey Feldherr, oder andere Obrigkeit?

Lamprok. O wahrhaftig ja!

Sokr. So wünschest du ja wohl auch deinem Nachbar zu gefallen, damit er dir im Nothfalle Feuer gebe, dir zu dieser, oder jener guten Sache verhelfe, oder, wenn dir etwas Widriges begegnet, dir in der Nähe zu Hilfe komme?

Lamprok. O ja!

Sokr. Wie? Wenn du einen Gefährten zu Lande, oder zur See hättest, oder sonst mit jemand zu thun bekämest, wäre dirs gleichviel, ob er dein Freund, oder Feind wäre? Oder würdest du glauben, daß du dich auch um dessen Freundschaft bemühen müßtest?

Lamprok. Allerdings.

Sokr. Du bist also gewohnt, dir um solche Leute Mühe zu geben; deiner Mutter aber, welche dich mehr, als jemand in der Welt, liebet, glaubest du keine Ehre schuldig zu seyn? Weißt du nicht, daß sich die Stadt (Athen) sonst um keine Undankbarkeit bekümmert, sie auch nicht bestrafet, sondern die Undankbaren, welche das

empfangene Gute nicht vergelten, geben läßt? Wenn aber einer seine Aeltern nicht ehret, der hat seinen Richter, er wird (wenn er um eine Ehrenstelle in Athen anhält) abgewiesen, und die Stadt läßt ihn zu keiner obrigkeitlichen Würde gelangen, als einen Menschen, der weder den Göttern ein gefälliges Opfer für das Vaterland darbringen, noch sonst etwas recht und geziemend verrichten könne. Weiter, wenn einer versäumt, seiner Aeltern Grab zu schmücken; so wird er auch darüber (wenn er zum Regenten verlangt gewählt zu werden) befragt. Darum, mein Sohn, wenn du vernünftig bist; so bitte die Götter um Vergebung, wenn du deiner Mutter in irgend einem Stücke ungebührlich begegnet bist, damit sie dich nicht für undankbar halten, und dir ihre Wohlthaten entziehen. Hüte dich aber auch, damit die Leute nicht merken, daß du deine Aeltern gering schätzest, und jedermann dich verachte, und du dich dann von allen Freunden verlassen sehest. Denn wenn sie dich für undankbar gegen deine Aeltern hielten; so würde kein Mensch glauben, wenn er dir etwas Gutes erwiese, daß er Dank bey dir finden würde.

Wie er zwey Brüder aussöhnte.

Sokrates hatte bemerkt, daß Chärephon und Chärekrates, zwey Brüder, und seine guten Bekannten in Uneinigkeit lebten. Als er daher den Chärekrates einst zu sehen bekam; sprach er zu ihm: Sag mir, Chärekrates, gehörest du nicht auch zu den Leuten, welche das Geld für nutzbarer halten, als einen Bruder; unerachtet jenes unverständig, dieser aber verständig ist; jenes Hilfe bedarf, dieser aber selbst helfen kann; zu geschweigen, daß du viel Geld, aber nur einen Bruder hast? Es ist doch wunderlich, wenn mancher glaubt, die Brüder thäten ihm Schaden, weil er seiner Brüder Antheil nicht auch besässe; da er doch nicht glaubt, daß seine Mitbürger ihm Schaden thun, weil er ihr Vermögen nicht hat: sondern hier denkt er ganz vernünftig, daß es besser sey, mit Vielen zusammen zu wohnen, und sein Auskommen sicher zu besitzen, als allein zu leben, und aller Mitbürger Geld mit Gefahr beysammen zu haben: wenn aber von Brüdern die Rede ist, sehen sie das nicht ein. Gleichwohl kaufen sie Leibeigene, wenn sie können, damit sie Gehilfen (in der Wirthschaft) haben, und suchen Freunde; weil sie Beystand bedürfen. Die

Brüder aber achten sie nicht, als ob man zwar aus Mitbürgern, aber nicht aus Brüdern Freunde machen könnte. Und doch trägt es so viel zur Freundschaft bey, einerley Aeltern zu haben, so viel, mit einander auferzogen zu seyn. Wie denn sogar die Thiere ein gewisses Verlangen nach denen tragen, die mit ihnen aufgewachsen sind. Auch andere Leute ehren den, der Brüder hat, mehr, als den, der keine hat, und hüten sich, jenem Verdruß zu machen.

Chärekrates. Werther Sokrates, wenn unsere Uneinigkeit nur Kleinigkeiten beträfe; so müßte ich meinen Bruder billig ertragen, und wegen einer geringen Ursache mich nicht von ihm trennen. Denn du sagst ganz recht, daß ein Bruder etwas Gutes sey, wenn er ist, wie er seyn soll. Wenn er aber seiner Pflicht in keinem Stücke nachlebt, sondern in allem gerade das Widerspiel ist; was soll man sich denn um etwas unmögliches so viel Mühe geben?

Sokrat. Aber, Chärekrates, weiß sich denn dein Bruder Chärephon bey niemand beliebt zu machen, eben so wenig, als bey dir? Oder giebts Leute, denen er sehr gefällt?

Chärekrates. Eben dadurch verdient er meinen Haß am meisten, daß er sich bey andern

so beliebt machen kann; mir hingegen macht er überall, wo wir beysammen sind, lauter Verdruß, und gar kein Vergnügen.

Sokr. Ich sehe wohl, wie ein Pferd dem, der nicht damit umgehen kann, und es doch reiten will, nur Verdruß macht; also gehts mit Brüdern, die einander brauchen wollen, und nicht wissen, wie sie sich zu begegnen haben.

Chärekrat. Wie kannst du sagen, daß ich mit meinem Bruder nicht umzugehen weiß, da ich einem jeden, der mir freundlich zuspricht, freundlich danke, und dem, welcher mir etwas Gutes erweist, wieder gefällig bin? Wer mich aber mit Worten und mit Werken nur zu beleidigen sucht, dem kann ich weder freundlich zusprechen, noch Gutes erweisen; ja ich werde es nicht einmal versuchen.

Sokr. Du redest wunderlich, Chärekrates. Wenn du einen guten Hund bey deinen Schafen hättest, welcher den Hirten die Hand leckte, dich aber anbellte, wenn du kämest; so würdest du dich nicht erzörnen, sondern ihm etwas geben, um ihn zu besänftigen: an deinem Bruder, von dem du gestehest, daß er ein großes Gut sey, wenn er ist, wie er seyn soll, willst du deine

Kunst gar nicht versuchen; ob du gleich, nach deinem Geständnisse, wohl verstehest, wie man einem freundlich zusprechen, und allerley Gefälliges erweisen müsse?

Chärekrat. Ach, Sokrates, ich befürchte, daß meine Geschicklichkeit nicht zureiche, den Chärephon zu solchen Gesinnungen gegen mich zu bringen, als er haben sollte.

Sokr. Dazu wirst du bey ihm keine sonderliche List, oder neue Erfindung bedürfen; sondern, das, was du weißt, wird hinlänglich seyn, ihn zu gewinnen, daß er dich hochschätze.

Chärekrat. Ey, so sag mir doch geschwind, was für Künste, mich beliebt zu machen, du an mir bemerket hast, die ich selbst nicht einmal kenne.

Sokr. Sag du mir lieber, wie stellest du es denn an, wenn du gern von einem Freunde zu Gast geladen seyn wolltest?

Chärekrat. Ich würde ihn zuerst zu mir laden.

Sokr. Und wenn du wünschtest, daß er während deiner Abwesenheit dein Hauswesen besorgte?

Chärekrat. Ich würde zuerst in seiner Abwesenheit das seinige besorgen.

Sokr. Und wenn du wünschtest, daß dieser oder jener Fremdling dir in seiner Heimath Haus und Tisch antrüge?

Chärekrat. Ich würde ihn zuerst hier in meinem Hause bewirthen.

Sokrat. Du weißt also alle Mittel, die Menschen zu gewinnen: so gewinne dir auf ähnliche Art deinen Bruder!

Chärekrat. Aber warum sollte gerade ich den ersten Schritt thun, da ich doch der Jüngere bin? Ueberall ist es ja Sitte, daß der Aeltere an Wort und That den Vorrang hat.

Sokr. Und ists nicht überall Sitte, daß der Jüngere dem Aeltern auf der Strasse Platz macht? Daß der Jüngere vor dem Aeltern aufsteht, ihm die Ehrenstelle und das Wort überläßt? Zaudere also nicht, guter Mann, und söhne dich mit deinem Bruder aus.

Chärekrat. Wenn ich nun das thäte, und er würde dennoch nichts besser?

Sokr. So wäre alles, was du zu befürchten hättest, dieses, daß du gezeigt hättest, du

seyest ein wackerer Mann, der Liebe habe für seinen Bruder; er hingegen sey ein schlechter Mensch, der deiner Güte nicht werth gewesen. Doch ich denke das gar nicht, sondern glaube, sobald er merken wird, daß du ihn zu einem solchen Wetteifer auffoderst, werde er eilen, dir den Sieg abzugewinnen, und dich in Worten, und Thaten zu übertreffen. Denn, in Wahrheit! jetzt kommt ihr mir nicht anders vor, als zwey Hände, welche Gott bestimmt hat, einander zu helfen, die aber das unterlassen, und einander vielmehr immer hinderlich sind: oder wie zwey Füsse, die nach göttlicher Absicht einander forthelfen sollten; aber daran nicht denken, sondern einander in den Weg treten. Ist es aber nicht Thorheit und Elend, was uns zum Besten angeordnet ist, zu unserm Schaden anzuwenden? Meines Erachtens hat Gott zwey Brüder zu einem noch grössern Nutzen für einander bestimmt, als ihre zwey Hände, Füsse, Augen, oder was dem Menschen sonst paarweise gegeben ist. Denn die Hände können zwey Dinge, welche über eine Klafter entfernt sind, nicht mit einander verrichten, die Füsse aber vermögen nicht einmal, was eine Klafter weit von einander ist, mit einander zugleich zu erreichen: und da die Augen am weitesten in die Ferne gehen; so können sie doch in der größ-

ten Nähe, was vorn, und was hinten ist, nicht zugleich sehen. Hingegen zwey Brüder, welche Freunde sind, können, in noch so großer Entfernung, dennoch einer des andern Nutzen befördern. —

Wie er dem Aristarch aus der Noth geholfen hat.

Sokrates fand einst den Aristarch ganz verdrüßlich, und sagte zu ihm: Aristarch! dir scheint etwas auf dem Herzen zu liegen. Du mußt dein Anliegen guten Freunden entdecken; vielleicht können wir dir dasselbe erleichtern.

Aristarch. Wahrhaftig, Sokrates, ich bin in großer Verlegenheit. Denn seit den großen Unruhen in der Stadt Athen, da so viele Einwohner derselben zu uns heraus geflüchtet sind, ist eine Menge verlassener Schwestern, Schwestertöchter, und Basen zu mir gekommen, so, daß ich gegenwärtig bis vierzehen solche Emigranten in meinem Hause habe. Man hat aber jetzt weder von seinen Feldern einiges Einkommen (denn die haben die Feinde belegt), noch von den Häusern einen Miethzins; weil jetzt wenige Menschen in der Stadt bleiben. Hausgeräth kauft jetzt auch niemand; und Geld kann man nirgends zu

leihen bekommen. Ja, ich glaube, eher könnte man welches auf der Strasse finden, wenn man suchte, als daß einem jemand borgte. So hart es also ist, lieber Sokrates, seine Angehörigen verschmachten zu lassen; so unmöglich ists doch auch, unter solchen Umständen so viele zu versorgen.

Sokrates. Wie mag es zugehen, Aristarch! daß Keramon, der so viele Leute ernähret, nicht nur sich selbst, sammt ihnen, den nöthigen Unterhalt verschafft; sondern auch so viel erübriget, daß er reich dabey wird? Du hingegen fürchtest dir; weil du viele versorgen sollst, mit ihnen allen aus Mangel des nothwendigen Unterhalts zu verhungern?

Aristarch. Das macht, daß Keramon nur leibeigene Knechte speiset; ich hingegen freye Standespersonen.

Sokr. Hältst du denn deine freyen Leute für besser, oder Keramons Knechte?

Aristarch. Allerdings meine freyen Leute.

Sokr. Ists also nicht Schande, daß jener von seinen schlechtern Leuten reich wird, und dir bey den viel bessern, die du hast, so bange ist?

Aristarch. Wahrlich nein! denn er nähret Künstler; ich aber frey erzogene Personen.

Sokr. Sind denn nicht alle die Künstler, welche etwas brauchbares zu verfertigen wissen?

Aristarch. Das ist wahr.

Sokr. Ist Backwerk (gebackene Speisen, Kuchen, Torten) etwas brauchbares?

Aristarch. O ja!

Sokr. Und Brod?

Aristarch. Ebenfalls.

Sokr. Was sagst du von männlicher, und weiblicher Kleidung? Von Mänteln, Brusttüchern, und dergleichen?

Aristarch. Das sind alles ganz brauchbare Sachen.

Sokr. Können deine Anverwandten in deinem Hause nichts dergleichen verfertigen?

Aristarch. Ich glaube, daß sie das alles können.

Sokr. Ist dirs unbekannt, daß Nausikides von einer einzigen solchen Sache, nämlich

vom

vom Backwerke, nicht nur sich und sein Hausgesinde erhält, sondern auch eine gute Anzahl Schweine und Ochsen mästet, und so viel zurück legt, daß er sogar der Stadt mit Geld aushelfen kann? Kiribus lebt mit seinem ganzen Hause vom Brodbacken, und hat sein reiches Auskommen. Demeas ist ein Mantelschneider; Menon verfertigt Regenröcke. Die Megarenser nähren sich von Verfertigung der Brustlätze.

Aristarch. Das glaube ich gerne; die kaufen ausländische Sklaven, und zwingen sie, zu arbeiten. Aber ich soll freyen Leuten und Anverwandten Brod geben.

Sokr. Du meynest also; weil sie freye Leute und Anverwandte seyen; so dürfen sie nichts thun, als essen, und schlafen? Wo siehst du denn, daß andere freye Leute; die so leben, sich dabey besser befinden, und glücklicher sind, als die, welche sich mit einer brauchbaren Kunst beschäftigen, die sie gelernet haben. Oder findest du, daß Müssiggang und Faulheit die Menschen in anständigen Künsten gelehriger machen, oder daß sie das Gelernte besser behalten, oder daß sie gesünder und stärker sind, oder daß sie alles, was zum menschlichen Leben gehört, bequemer anzuschaffen, und besser zu erhalten im

Stande sind; daß Fleiß und Arbeitsamkeit hingegen zu nichts dienen? — Und haben sie denn das, was sie können, als etwas gelernet, was ihnen zum Lebensunterhalt unnöthig wäre; oder mit dem Vorsatz, das Gelernte niemals in Ausübung zu bringen? Ist nicht vielmehr ihre Absicht gewesen, sich damit zu ihrem Vortheile zu beschäftigen? Wodurch werden die Menschen vernünftiger, durch Faullenzen, oder durch nützliche Beschäftigungen? Wodurch werden sie gerechter, wenn sie arbeiten, oder wenn sie müssig rathschlagen, was sie essen und trinken sollen? — Ich glaube sogar, daß gegenwärtig weder sie dir recht gut sind, noch du ihnen: du; weil du denkest, daß du Schaden von ihnen hast; sie; weil sie sehen, daß sie dir beschwerlich sind. Es ist aber zu befürchten, daß dieser Haß zunehme, und euere vorige Liebe gegen einander immer geringer werde. Sorgest du hingegen dafür, daß sie zu arbeiten haben; so werden sie dir lieb seyn; weil du siehst, daß sie dir Vortheil bringen, und sie werden dich lieben; weil sie merken, daß du sie gerne habest. Und wenn ihr euch künftig der vorigen Gutthaten mit Vergnügen erinnert; wird solches die Dankbarkeit auf beyden Seiten vermehren, und ihr werdet desto liebreicher und vertraulicher beysammen leben. Ja, wenn sie eine

unehrliche Handthierung vornehmen sollten; so würden sie dafür lieber den Tod erwählen müssen: nun aber besitzen sie die schönsten und anständigsten Geschicklichkeiten für Frauenzimmer, wie ich glaube: und alles, was sie verstehen, geht ihnen auf das leichteste, geschwindeste, schönste, und angenehmste von der Hand. Bedenke dich daher nicht lang, ihnen dieses vorzuschlagen, was dir und ihnen so vortheilhaft ist, und wozu sie, wahrscheinlicher Weise, gern die Hände biethen werden.

Aristarch. Wahrhaftig! du stellst mir diese Sache von einer recht angenehmen Seite vor; und da ich vorhin nicht Willens war, Geld aufzunehmen; weil ich wußte, daß ich dasselbe, wenns verzehrt wäre, nicht wieder bezahlen könnte; so hoffe ichs nun ganz wohl zu bestreiten, wenn ich Dinge, welche die Franenzimmer verarbeiten, dafür anschaffe.

Er gieng auch von Stund an weg, kaufte ein, und schaffte Wolle an. Des Mittags assen sie bey der Arbeit; Abends, wenn die Arbeit vorbey war. Nun waren sie munter, da sie vorhin verdrüßlich ausgesehen hatten, und anstatt einander, wie vorhin, von der Seite anzuschielen, sahen sie nun einander ganz vergnügt ins Gesicht.

Sie liebten ihn, als ihren Versorger, und er hielt sie werth, als seine nützlichen Gäste. Endlich kam er zum Sokrates, und erzählte ihm das alles mit Freuden; wie auch, daß sie ihm jetzt (scherzweise) vorwärfen, er wäre der Einzige im Hause, der müssig gienge, und doch mitässe. — Da sagte Sokrates: erzählest du ihnen nicht das Mährchen von dem Hunde? Denn als die Thiere noch redeten; sprach das Schaf zum Hirten: du handelst wunderlich, daß du uns, die wir dich mit Wolle, Lämmern, und Käse versehen, nichts giebst, als was wir von der Erde abrupfen; dem Hunde aber, der dir nichts dergleichen einbringt, theilst du von allem mit, was du selber ißst. — Der Hund, welcher das hörte, sprach: Das ist schon recht. Denn ich bins, der euch schützet, daß euch die Menschen nicht stehlen, und die Wölfe nicht reissen. Ihr armen Thiere, wenn ich euch nicht bewachte, ihr würdet vor Furcht des Todes nicht einmal weiden können. — Darauf sollen die Schafe dem Hunde seinen Vorzug nicht mehr beneidet haben. — Sag also, Aristarch, auch du deinen Gästen, daß du, wie dort der Hund, ihr Wächter und Versorger seyst; daß ihnen, um deinetwillen, kein Leid geschehe; und sie in Sicherheit und Vergnügen ihrer Arbeit warten mögen.

Wie er einen Jüngling von seinem Ehrgeiz und seiner gefährlichen Unwissenheit geheilet hat.

Der junge unerfahrene Glauko erkühnte sich, an das Volk (wie in Athen üblich war) öffentliche Reden zu halten, und wollte durchaus an der Regierung Theil nehmen; ob er gleich noch unter zwanzig Jahren war. Auch konnte ihn unter seinen andern Bekannten und Freunden keiner davon abbringen, unerachtet er einst von der Rednerbühne herunter gewiesen, und öffentlich war ausgelacht worden. Endlich brachte ihn Sokrates auf folgende Weise zurecht.

Sokrates. Ich höre, lieber Glauko, daß du dich der Regierung unserer Stadt (Athen) gewiedmet habest.

Glauko. Ja, lieber Sokrates.

Sokr. Wahrhaftig! ein Vorhaben, so schön, als eines in der Welt seyn kann! Denn wenn du es dahin bringst; bist du im Stande, alles zu erlangen, was du selber begehrest. Du kannst deine Freunde befördern, deines Vaters Haus empor heben, das Gebieth der Vaterstadt

erweitern, und dir einen großen Namen machen: zuerst in der Stadt, und dann in ganz Griechenland; ja vielleicht gar, wie Themistokles, bey den Persern selbst; daß überall, wohin du kömmst, alle Welt die Augen auf dich richten wird.

Dieser Rede hörte Glauko mit Vergnügen zu, und blieb sehr gerne. Darauf sprach

Sokrates: Es ist dir doch bekannt, Glauko, daß du dich, wenn du geehrt seyn willst, um die Stadt verdient zu machen habest?

Glauko. Ja freylich.

Sokr. Ey nun, so beschwöre ich dich, verhehle mirs nicht; sondern sag mir; wodurch gedenkest du dich zuerst um die Stadt verdient zu machen?

Glauko schwieg, als ob er sich besänne.

Sokr. Nun, willst du vielleicht die Stadt reicher zu machen suchen, wie du einem Freunde thun würdest, dessen Haus du empor zu bringen gedächtest?

Glauko. Ja, das will ich auch.

Sokr. Würde sie denn dadurch reicher, wenn sie mehr Einkünfte bekäme?

Glauko. Das meyne ich.

Sokr. So sage mir einmal, woher hat die Stadt jetzt ihre Einkünfte? Und wie viel mögen sie betragen? Denn ohne Zweifel hast du darauf gedacht, damit du, wenn einige in Verfall kommen, den Mangel ersetzen könnest, und, die etwa gar abgehen, wieder herstellest.

Glauko. In Wahrheit! das habe ich niemals untersucht.

Sokr. Wenn du also an die Einkünfte noch nicht gedacht hast; so sage uns doch wenigstens die Ausgaben der Stadt. Denn du wirst vermuthlich die überflüßigen einzuschränken suchen.

Glauko. O wahrhaftig! auch dazu habe ich noch keine Zeit gehabt.

Sokr. So werden wir auch das Vorhaben, die Stadt reicher zu machen, noch aussetzen müssen. Denn wie könnten wir daran denken, wenn uns weder die Ausgaben, noch die Einkünfte der Stadt bekannt sind?

Glauko. Man kann ja den Reichthum der Stadt auch durch Krieg vermehren.

Sokr. O ja! recht gut, wenn man den Feinden überlegen ist; wäre man aber schwächer; so könnte man das Seine auch wohl verlieren.

Glauko. Das ist wahr.

Sokr. Wer also dazu rathen will, welchen Feind man bekriegen müsse, der muß die Macht der Stadt, und die Stärke der Feinde recht kennen, damit er, wenn die Stadt mächtiger ist, zum Krieg rathe; ist sie aber schwächer, als der Feind, sie warne, daß sie sich vorsehe.

Glauko. Richtig.

Sokr. So erzähle mir doch erst die Macht der Athenienser zu Wasser und zu Lande, und dann auch die ihrer Feinde.

Glauko. O wahrlich! das läßt sich aus dem Kopfe nicht so hersagen.

Sokr. Wenn du es schriftlich hast; so hole es doch; denn ich möchte es gar so gerne hören.

Glauko. Ach nein! ich habe mirs auch niemals aufgeschrieben.

Sokr. So werden wir also vor der Hand auch an keinen Krieg gedenken dürfen. Vermuthlich hast du das auch wegen seiner Weitläufig=

keit, und als ein Anfänger in der Regierungskunst noch nicht untersucht. — Aber das weiß ich doch, daß du über die Sicherheit des Landes nachgedacht hast, und wohl weißt, was wir in festen Plätzen für Besatzungen nöthig haben, und wie viel Volk dazu hinreichend sey, oder nicht? Wie auch, daß du rathen wirst, die nöthigen Besatzungen zu verstärken, und die unnöthigen einzuziehen?

Glauko. Wahrhaftig! wenns nach meinem Willen gienge; ich zöge sie alle ein; weil sie das Land so beschützen, daß sie sich vielmehr selbst daran vergreifen.

Sokr. Wenn man aber nun die Besatzungen einzöge, meynest du nicht, daß alsdann ein jeder, der Lust hätte, plündern könnte? Aber woher weißt du denn, daß sie so schlechte Wache halten? Bist du selbst dort gewesen, und hast die Sache untersucht?

Glauko. Ich vermuthe es.

Sokr. Wir wollen also diese Ueberlegung auch noch aussetzen, bis wir nicht mehr vermuthen dürfen, sondern gewiß wissen.

Glauko. Das möchte auch wohl besser seyn.

Sokr. Daß du niemals in unsern Silbergruben gewesen bist, weiß ich; sonst könntest du wohl sagen, warum sie jetzt weniger Ausbeute geben, als sonst.

Glauko. Nein, ich bin nicht da gewesen.

Sokr. In der That soll auch das Land dort sehr ungesund seyn, welches dir zur Entschuldigung dienen kann, wenn einmal die Rede davon kömmt.

Glauko. Ich will sehen.

Sokr. Aber das hast du doch gewiß nicht verabsäumt, sondern bereits überlegt, wie lange das Getraide, welches im Lande wächst, zureiche, die Stadt zu versorgen, und wie viel jährlich dazu gehöre. Diese Wissenschaft hast du dir gewiß eigen gemacht, damit du das recht wissest, wenn irgend einmal Mangel in der Stadt entstünde, und in solchem Falle der Nothdurft der Stadt rathen und abhelfen könnest, damit sie vor Hungersnoth verwahret bleibe.

Glauko. O! das ist eine sehr weitläufige Sache, wenn einer sich auch darum bekümmern soll.

Sokr. Es kann doch aber keiner auch nur sein eigen Haus gut versorgen, wenn er nicht

alles weiß, was er bedarf, und anschaffet, was ihm davon abgeht. Da nun die Stadt aus mehr als zehentausend Häusern besteht; so muß es ja wohl schwer seyn, so viele Häuser zugleich zu versorgen, und ich wundere mich, warum du nicht vor allen andern dem einzigen Hause deines Vetters aufzuhelfen suchest. Denn dem thuts doch noth. Könntest du das; dann möchtest du es auch mit mehrern versuchen. Wenn du aber einem nicht helfen kannst; wie will dirs mit vielen möglich seyn? Ists nicht eben so, als wenn man nicht einen einzigen Zentner heben könnte, und man wollte es unternehmen, viele zu tragen?

Glauko. Ich wollte dem Hause meines Vetters wohl geholfen haben, wenn er mir hätte folgen wollen.

Sokr. Da du also deinen Vetter nicht hast bereden können; so meynest du doch alle Athenienser, und deinen Vetter mit, zu bereden, daß sie dir folgen? Hüte dich ja, Glauko! daß nicht durch deinen Ehrgeiz gerade das Gegentheil erfolge. Siehst du nicht, wie schwer es ist, von Dingen, die man nicht versteht, zu reden, oder solche zu unternehmen? Besinne dich, ob du von Männern, von denen du weißt, daß sie öffentlich reden, und thun, was sie nicht verste-

hen, ob du von ihnen urtheilest, daß sie Lob, oder Schimpf davon haben, ob sie mehr bewundert, oder verachtet werden? Dann denke auch an die, welche verstehen, was sie reden, und was sie unternehmen, so wirst du, glaube ich, finden, daß diejenigen, welche man in allen ihren Thaten rühmt, und bewundert, auch die verständigsten Männer sind; die andern aber, die man beschimpft, und verachtet, höchst unverständige Leute. Verlangst du also, in der Stadt Ruhm und Bewunderung zu erlangen; so trachte vor allen Dingen nach der Wissenschaft dessen, was du einst zu treiben gedenkest. Denn thust du es erst darinn andern zuvor, und bemühest dich dann der Stadt in ihren Angelegenheiten zu dienen; so werde ich mich nicht darüber wundern, wenn du deine Wünsche ohne Schwierigkeit erreichest. —

Wie er ein Paar Kläger getröstet hat.

Jemand war einst ganz entrüstet, daß ihm ein unhöflicher Mensch, den er gegrüßt hatte, nicht gedankt hätte. — Dem sagte Sokrates: Bist du nicht wunderlich! wenn dir ein Mensch mit einem plumpen Leibe begegnete; würdest du dich schwerlich aufhalten: aber da dir ein Mensch mit

einer bäurischen Seele begegnet; nimmst du es übel?

Ein anderer klagte, er wäre ganz entkräftet von dem langen Wege. — Den fragte Sokrates, ob er etwa schwer getragen hätte.

Der Klagende. Behüte der Himmel! nichts als meinen Rock.

Sokrates. Bist du denn allein gegangen, oder hast du einen Bedienten bey dir gehabt?

Der Klagende. Freylich einen Bedienten.

Sokr. Gieng der ledig, oder trug er etwas?

Der Klagende. Er trug mein Gepäck, und übriges Geräthe.

Sokr. Wie befindet sich der auf die Reise?

Der Klagende. So viel ich sehe, besser, als ich.

Sokr. Wie nun, wenn du seinen Bündel hättest tragen müssen? Wie würde dir da zu Muthe seyn?

Der Klagende. Wahrhaftig schlecht! und ich glaube nicht, daß ich es ausgehalten hätte.

Sokr. Wie reimt sich nun das, wenn ein wohlgeübter, freyer Mann weniger zu ertragen vermag, als ein Sklave? —

Was er einem Herrn, der seinen Diener hart schlug, für eine bedenkliche Frage vorgelegt hat.

Ein gewisser Mann schlug hart auf seinen Diener. Sokrates fragte ihn: Was macht dich so wüthend gegen deinen Bedienten? Ach! sprach jener, er ist ein Erzfresser, und Taugenichts; der geldgierigste, und doch auch der faulste Kerl. — Hast du also wohl überlegt, fragte Sokrates weiter, welcher von euch beyden die meisten Schläge verdiene? —

Anhang.

Ein
Blick in die Geisterwelt
der
Heiden, Juden und Türken.

Anhang.

Ein

Blick in die Geisterwelt

der

Heiden, Juden und Christen.

Vorbereitung.

Ein
Gespräch aus dem Sokrates *)
unter den Christen.

Der Pfarrer mit dem Bauern Johann, von der Duldung.

Johann meynte, es wäre nur Eigensinn und Bosheit von den Irrgläubigen, daß sie bey ihren Irrlehren verharreten. Ich habe das, sagte er, einmal in der Predigt gehört, wo es der Pater schön bewiesen hat; und seither verabscheu ich diese Ketzer. — Damit nun der Pfarrer diesen

*) Daß dieser Sokrates der jetzige hochwürdigste Bischof von Linz sey, ist bekannt.

Abscheu wieder aus seinem Herzen räumte, und ihm dafür christliches Mitleiden gegen die Irrenden einflößte; führte er folgendes Gespräch mit Johann.

Pfarrer. Ihr wißt doch, Johann, daß es ganze Länder giebt, wo die Leute einen andern Glauben haben?

Johann. Ja, in Sachsen, und Preussen ists gleich so.

P. Auch weiters, in Dänemark, Schweden, Holland, England, und mehr andern Ländern ist theils der lutherische, theils der kalvinische Glauben.

J. Das hab ich schon auch gehört.

P. Rußland ist auch ein sehr großes Land.

J. Da sind die Altgläubigen.

P. Und in der Türkey unten?

J. Dort glaubt man gar türkisch.

P. Hernach weiter hinein in die beyden großen Welttheile Asia, und Afrika, da ist noch alles von Heiden bewohnt.

J. Das ist entsetzlich.

P. Nun, die Menschen, die in solchen Ländern geboren werden, werden insgemein so, wie der Glauben im Lande ist, Heiden, Türken, Altgläubige, Kalviner, Lutheraner, u. s. f. und so bleiben sie ihr Leben lang, und sterben auch so.

J. Das ist ein Unglück!

P. Gelt! da können wir Gott nicht genug danken, daß er uns in unserm Lande hat lassen auf die Welt kommen?

J. Ja Gott Lob! in unserm lieben Oesterreich ist alles katholisch, wir mögen im Lande auf oder ab reisen.

P. So giebt es aber noch mehrere katholische Länder?

J. Ja; noch viele.

P. Und da ist es auch wiederum so, wie wir vorher von den andern Ländern gesagt haben, daß die Leute, die dort geboren werden, zu den andern Glauben kommen, also in katholischen Ländern zum katholischen. — Nicht wahr, Johann, so sind auch wir zu unserm katholischen Glauben gekommen, weil unser liebes Vaterland katholisch ist?

J. Ja.

P. Gesetzt aber, Gott hätte uns in Sachsen auf die Welt kommen lassen, zu welchem Glauben wären wir dann vermuthlich gekommen?

J. Zum lutherischen.

P. Wenn wir auch lutherische Aeltern gehabt hätten, wollet ihr sagen; denn das Land macht es allein nicht aus?

J. Freylich. Wir sehen das an den Judenfamilien, die da und dort im Lande sind; ihre Kinder werden halt auch wiederum jüdisch; weil ihre Aeltern Juden sind.

P. Wie kömmt aber das? Wird uns denn der Glauben von unsern Aeltern aus angeboren, weil wir sehen, daß die Kinder überall so werden, wie ihre Aeltern?

J. Das nicht.

P. Gelt! wenn ihr mir ein Kind zur heil. Taufe ansagt; so sprecht ihr gemeiniglich, Gott habe euch einen Heiden geschickt, ich soll euch ihn zum Christen machen?

J. Das ist wahr.

P. Also, seht, bringen euere Kinder den Glauben nicht mit auf die Welt, sondern sie werden erst in der heil. Taufe dazu angenommen. Hernach, wenn sie heranwachsen, und etwas reden lernen, so lehret ihr sie allmählig das Kreuz machen, das Vater unser und Ave Maria bethen; und wenn ihr glaubet, sie seyen dazu fähig; so saget ihr ihnen auch etwas von der katholischen Lehre, schicket sie in die Schule, wo sie unsern Katechismus lernen, und in die Kirche zur Predigt und Christenlehre, daß sie unterrichtet werden. — So, nicht wahr, Johann, kommen unsere Kinder zum katholischen Glauben?

J. Es ist nicht anders.

P. Was meynet ihr, ob die Lutheraner, Kalviner, und andere auch auf solche Art zu ihrem Glauben kommen?

J. Ich glaube wohl.

P. Gelt! dort schicket man die Kinder in ihre Kirche zur Taufe, und ihre Aeltern, Schulmeister, und Pastoren unterrichten sie auf ihren Glauben, wie wir unsere Kinder auf unsern Glauben unterrichten?

J. Ja.

P. Wären sie katholisch, wie wir, so würden sie ihre Kinder gewiß auch auf katholisch ehren, und erziehen.

J. Ganz gewiß.

P. Nun aber, weil sie eines andern Glaubens sind; so lehren und erziehen sie ihre Kinder lutherisch, oder kalvinisch, wie sie sind?

J. Ja.

P. Können die armen Kinder was davor, daß sie solche Aeltern haben, und daß man sie so erzieht?

J. Nein.

P. So hätten die Kinder in Sachsen keine Schuld, daß sie lutherisch würden?

J. Ich meyne eben so wenig, als sie es hindern können, daß man sie so lehrt.

P. Ey! seht, Johann, sie sollten diese Lehrer nicht anhören, nicht in die lutherische Schule und Kirche gehen, wie es ihre Aeltern wollen.

J. Da würden sie sauber ankommen! ihre Aeltern würden sie mit Strafen dazu anhalten.

P. Nicht wahr, so machet ihrs auch mit euern Kindern? — So sollten, dächte ich, die Kinder in Sachsen wenigstens den lutherischen Lehren ihrer Aeltern und Schulmeister nicht glauben?

J. Ja, was verstehen die Kinder davon? Sie meynen gleichwohl, ihre Aeltern lehren sie die Wahrheit.

P. Gelt! das ist bey uns eben so: lasset einen Vater, oder Mutter ihrem Kinde was erzählen, und wenn es nur ein Geistermärchen wäre; gebet acht, das Kind wird es gleich glauben, und sich fürchten.

J. Allerdings, die Kinder sind gar leichtgläubig.

P. Das ist natürlich. Die Kinder sind an sich unwissend; sie erfahren aber täglich, daß ihre Aeltern gescheide Leute sind, von denen sie viel lernen können: so denken sie, gleichwie ihre Aeltern geschickt seyen, sie in andern Sachen zu belehren, also sey es im Glauben auch.

J. Ja.

P. Sie wissen auch, daß ihre Aeltern sie lieben; so können sie das Zutrauen haben, daß die lieben Aeltern sie die Wahrheit lehren wer-

den; nicht wahr, das ist wenigstens bey unsern Kindern so?

J. Ja.

P. Und ist das recht, daß unsere Kinder das Zutrauen zu uns haben, und den Lehren, die wir ihnen geben, glauben?

J. Freylich ist das recht.

P. Hoffet ihr auch, daß Gott ein Wohlgefallen an solchen Kindern habe, die von ihren katholischen Aeltern die Lehren so gläubig annehmen?

J. Daran ist kein Zweifel. Gott hat den Kindern Achtung gegen die Lehren ihrer Aeltern gebothen.

P. Jetzt gebet Acht: die lutherischen Kinder wissen doch auch, daß ihre Aeltern, der Schullehrer, der Pastor, gescheide Leute sind, von denen sie was lernen können?

J. Ich meyne eben so gut, wie die unsern.

P. Ihr könnet euch auch vorstellen, daß ihre Aeltern eben die natürliche Liebe zu ihren Kindern haben. Sie erziehen sie, nähren sie, kleiden und versorgen sie, und erweisen ihnen in

andern Stücken gewiß so viel Gutes, als wir. Ist das nicht ein klares Zeichen, daß sie ihre Kinder lieben?

J. Gewiß.

P. Wenn sie aber ihre Kinder lieben, so wünschen sie gewiß auch, daß sie zur wahren, seelig machenden Religion gelangen?

J. Wie sollten sie was anders wünschen können, wenn sie ihre Kinder lieben?

P. Warum lehren sie denn ihre Kinder die lutherische Religion? Gelt, Johann, wir glauben doch, daß die katholische die wahre sey, welche seelig macht: so sollten sie ihre Kinder diese Religion lehren, wenn sies gut mit ihnen meynten?

J. Schon gut: aber ich denke halt, sie glauben, ihre Religion sey die wahre.

P. So meynet ihr, wenn sie erkennten, daß die lutherische Religion falsch wäre, sie würden sie ihren Kindern nicht lehren?

J. Das meyne ich.

P. Und wenn sie wüßten, daß die katholische die wahre wäre, so würden sie diese Religion vorziehen, und glauben?

J. Gewiß, welcher Mensch würde das nicht glauben wollen, was er doch für wahr erkennte: und würde hingegen das glauben, was er doch wüßte, daß es falsch ist.

P. Meynet ihr, das wäre nicht möglich? — Seht da, wir erkennen, daß diese Wand weiß ist, könnten wir nicht glauben, daß sie schwarz sey? Und seht, da ist es gelb, könnten wir nicht glauben, es wäre blau?

J. (Lachend.) So lange wir gut sehen, nicht; wohl aber, wenn es Nacht, oder dunkel wäre.

P. Also meynet ihr, es könnte blos aus Irrthum geschehen, wenn man wegen Dunkelheit nicht recht erkennte, was es wäre?

J. Ja.

P. Und mit dem Glauben, denket ihr, verhielt es sich eben so? Wenn die Lutheraner erkennten, daß unsere Lehre wahr, und die ihrige falsch wäre, so würden sie an unsere Lehre glauben, und nicht an die ihrige?

J. Das denk' ich.

P. Es geschähe denn blos aus Irrthum, daß sie ihre Lehre glaubten, und nicht die unsre,

weil sie nähmlich die Wahrheit nicht recht erkennen?

J. Freylich aus Irrthum.

P. Ihr wißt, Johann, wenn man sich irret, so sagt man: ich bitte um Vergebung, es ist nicht mit Fleiß geschehen, sondern ich habe mich geirret?

J. Ja, so pflegt man sich zu entschuldigen.

P. Nun habt ihr vorher gesagt, daß die Lutheraner sich irren?

J. Ja, weil sie die Wahrheit nicht recht erkennen.

P. Also, seht, müßt ihr sie auch entschuldigen, und nicht sagen, sie hangen aus Bosheit einer falschen Lehre an, sondern weil sie sich irren.

J. Freylich, auf solche Art.

P. Es käme also blos vom Irrthume her, daß die lutherischen Aeltern ihre Kinder in der falschen Lehre unterrichten?

J. Ja, weil sie glauben, ihre Lehre sey wahr.

P. Und die lutherischen Kinder nehmen die Lehre an, weil sie auch glauben, ihre Aeltern lehren sie die Wahrheit?

J. Ja.

P. Und das glauben sie mit gutem unschuldigen Herzen, weil sie ihre Aeltern für gescheide und gute Leute ansehen, die sie die Wahrheit lehren können und wollen?

J. Das erfordert die kindliche Ehrerbietigkeit von ihnen, daß sie ihre Aeltern so achten.

P. Und ihr habt auch vorher gesagt, daß Gott selber ein Wohlgefallen an solchen Kindern habe, die auf die Lehren ihrer Aeltern und Lehrmeister aufmerksam sind, und dieselben gläubig annehmen?

J. Das glaub' ich auch.

P. So müßt ihr auch glauben, daß Gott an den lutherischen Kindern, wenn sie das nähmliche thun, was ihm an unsern Kindern wohlgefällt, eben dasselbe Wohlgefallen habe; sie sind ja auch unschuldige gute Kinder, sie verstehen es nicht besser, und wollen halt auf die Lehre ihrer Aeltern aufmerken, damit sie eine gute Religion von ihnen lernen, und Gott gefällige Menschen werden.

J. Ich könnte nicht anders denken.

P. Folglich kämen sie ganz unschuldig zum lutherischen Glauben, nicht wahr, Johann, das wäre ausgemacht; und so lange sie Kinder sind, könnten sie ganz unschuldig dabey bleiben?

J. Ich meyne, das hätte nicht den mindesten Anstand.

P. Wenn sie aber erwachsen, und vernünftiger werden, so sollten sie hernach ihren Irrglauben ablegen?

J. Ja, wenn sie, wie ihre Aeltern, nicht erkennen, daß es Irrglauben ist?

P. Sie könnten aber untersuchen, hernach würden sie schon vielleicht finden, daß ihr Glauben falsch wäre.

J. Freylich, wenn sie vernünftig sind, so könnten sie das thun.

P. Habt ihr euern katholischen Glauben auch schon untersucht; oder habt ihr solche Katholische gekannt, die, wenn sie zur Vernunft kamen, ihren Glauben untersucht haben.

J. Niemanden.

P. Es wird euch halt noch niemahls ein Zweifel wider unsern Glauben eingefallen seyn,

daß ihr gedacht hättet, dieses oder jenes möchte falsch seyn?

J. Bewahre Gott! das wäre ja Versuchung des Teufels?

P. Also habt ihr bisher gedacht, daß ihr gewiß den wahren Glauben habt?

J. Ja, weil ich den katholischen Glauben habe.

P. Weil ihr denn ganz sicher seyd, daß der katholische Glauben der wahre sey, so wäre es freylich überflüssig, ihn zu untersuchen; denn was ihr wisset, das ihr schon habt, das braucht ihr nicht mehr zu suchen?

J. Ich glaube so gewiß, daß der katholische Glauben der wahre ist, daß ich darauf lebe und sterbe.

P. Also werdet ihr es auch für unrecht halten, an euerm Glauben zu zweifeln, und zu untersuchen, ob er nicht etwa falsch wäre?

J. Freylich, ein Christ soll nicht nachgrübeln; das könnte nur dazu dienen, ihn zu beunruhigen, daß er auf Zweifel und Irrung käme. Wenn mir so was einfällt, daß dieses oder jenes

schwer zu begreifen ist; so denke ich gleich: das muß ich glauben, weil es Gott geoffenbaret hat.

P. Ob aber die Lutheraner nicht auch so denken, ihre Lehre sey die wahre, die Gott geoffenbaret hat? Meynet ihr das nicht, daß sie so denken?

J. Aus Irrthum mögen sie es thun; aber wahr kann ihre Lehre nicht seyn.

P. Recht, Johann, aber gebt Acht! Wir haben vorher gesagt, daß sie ihre Religion eben so lernen, wie wir die unsere. Ihre Aeltern, Schulmeister und Pastoren unterrichten sie im Glauben, wie uns unsere Schulmeister, Aeltern und Pfarrer unterrichten; sie nehmen die Lehren eben so von ihren Leuten an, wie wir die unsern von unsern Leuten annehmen; ihre Lehrer sagen ihnen, sie haben die wahre Lehre, und unsere Lehrer sagen uns, unsere sey die wahre; und, nicht wahr, wir glauben unsern Lehrern, und sie glauben ihren Lehrern auch?

J. Ja, darinn meyne ich, wären wir einander gleich, was das Erlernen der Glaubenslehre angeht.

P. Wir also glauben anfangs unserm Unterrichte, weil wir so sind belehrt worden; und sie glauben ihrem Unterrichte auch so?

J. Freylich, wenn man uns falsch belehret hätte, wie sie, so würden wir auch falsch glauben.

P. Wir aber denken fest, wir haben von unsern Lehrern den rechten Unterricht empfangen; und sie denken auch, sie haben von ihren Lehrern den rechten Unterricht empfangen; denn man hat ihnen auch gesagt, daß Gott ihre Lehren in der heil. Bibel geoffenbaret habe.

J. Daran zweifle ich nicht.

P. Nun wir, weil wir glauben, daß unsere Lehre die wahre sey; so zweifeln wir nicht daran: also sie auch, weil sie glauben, ihre Religion sey von Gott geoffenbaret, so zweifeln sie nicht an derselben; denn sie glauben auch, daß Gott die ewige Wahrheit ist, die nicht lügen, weder trügen kann.

J. Also wären wir hierinn einander wieder gleich.

P. Da wir an unserm Glauben nicht zweifeln; so untersuchen wir ihn hernach weiter nicht,

son=

sondern bleiben fest bey demselben; also auch sie, weil sie an ihrer Lehre, die sie für göttliche Offenbarung halten, nicht zweifeln, so untersuchen sie selbe eben so wenig, als wir, sondern bleiben ruhig bey ihrer Religion, wie wir bey der unsrigen.

J. Jetzt begreif ichs.

P. Nicht wahr, Johann, wenn wir an unsere Religion zweifelten, so würden wir sie untersuchen, und wenn wir bey der Untersuchung fänden (welches freylich, bewahre Gott! nicht seyn kann), daß dieses oder jenes in unserer Religion falsch wäre, so wie alles wahr ist, so würden wir diese Irrthümer ablegen, und uns zur Wahrheit bekehren?

J. Freylich, wer könnte an Irrthümer glauben, wenn er fände, daß es Irrthümer wären.

P. Also würden die Lutheraner sich auch bekehren, wenn sie ihre Religion untersuchten, und fänden, daß sie falsch wäre?

J. Eben so gut, wie wir.

P. Wir sehen aber, daß sich ganze Länder von Lutheranern nicht bekehren?

J. Freylich, weil sie lutherisch bleiben.

P. Also ist es ein Zeichen, daß sie ihre Religion nicht untersuchen, und also auch nicht finden, daß sie falsch ist. So bleiben sie bey ihrem Lutherthum ruhig und zufrieden, wie wirs an Sachsen, Preußen, und vielen andern Ländern bis auf diesen Tag erfahren.

J. Ich seh es klar, daß ich mich bisher geirrt habe: ich habe immer geglaubt, sie verharren nur aus Bosheit dabey.

P. Nun aber seht ihr, nicht wahr, daß sie auf eben die Art dabey bleiben, wie wir bey unsrer Religion, und also auf eine unschuldige Art; denn sie können nichts dafür, daß sie von solchen Aeltern geboren, erzogen und belehret worden sind, und daß man ihnen den Glauben beygebracht hat, den sie für sichere Offenbarung halten, wie wir unsern.

J. Ja, das seh ich.

P. Da ihr nun erkennet, daß sie eben so unschuldig zu ihrer Religion gekommen, und daß sie auch auf eben die Art dabey bleiben, als wie ihr bey der eurigen; verdienen sie denn, daß ihr deßwegen eine Abneigung gegen sie traget, und sie, wie ihr gesagt habt, verabscheuet?

J. O nein!

P. Gelt! ihr erkennet, wenn ihr in ihren Umständen wäret, so wäret ihr vielmehr zu bedauern, daß ihr durch eure Geburt und Erziehung so unschuldig zum Irrthum gekommen, und die wahre seeligmachende Religion nicht erkennt habt?

J. Gott vergebe mir meinen bisherigen Abscheu: künftig will ich vielmehr Mitleiden mit ihnen haben, und Gott täglich bitten, daß er sie erleuchte. —

P. Damit ihr recht in diesem guten Vorsatze bestärket werdet, so wollen wir, wenn es euch gefällt, weiter nachforschen.

J. Von Herzen gern.

P. Wir sagten, daß die Lutheraner ruhig bey ihrer Religion seyen, weil sie im Wahn stehen, sie sey wahr?

J. Ja.

P. Gesetzt nun, dieser Wahn würde ihnen benommen, und sie fiengen an zu zweifeln; so würden sie unruhig werden?

J. Ganz gewiß.

P. Was sollen sie nun thun, um sich aus dieser Unruhe zu helfen?

J. Ich denke, sie sollten zu einem katholischen geistlichen Herren gehen, der würde ihnen den Zweifel suchen aufzulösen. So hat unser Herr Dechant auch erst zwey lutherische Soldaten bekehrt.

P. Ihr würdet denn auch zum Herrn Dechant gehen, wenn ihr einen Zweifel hättet?

J. O nein! ich bliebe gleich hier.

P. Also würdet ihr zu mir kommen?

J. Ja, Sie haben so eine Art, einen mit Fragen darauf zu führen, daß man es leicht fasset, und ganz klar und ruhig wird.

P. Gesetzt aber, es wäre ein Pastor hier, der eine eben so gute Art, oder vielleicht noch eine bessere hätte, so würdet ihr zu dem gehen?

J. Bewahre Gott!

P. Warum? Wenn ihr an unsern Glauben zweifeltet, so wär es ja schicklicher, daß ihr zu einem Lehrer eines andern Glaubens gienget?

J. Ey! der würde mich noch hübsch tiefer in den Zweifel und in den Irrthum hineinführen.

P. Wenn aber ein Lutheraner einen Zweifel hat, der sollte von seinem Geistlichen weg zu dem katholischen gehen?

J. Freylich, ein katholischer könnte ihm das Licht anzünden.

P. Gesetzt aber, er wohne in einem lutherischen Lande, wo er schwerlich zu katholischen kommen kann; die Pastoren aber sind ihm in der Nähe: oder wenn er sich auch so vor der katholischen Geistlichkeit scheute, wie ihr vor der lutherischen? — Und zu wem meynet ihr, daß die Lutheraner ein größeres Zutrauen haben werden?

J. Zu den Pastoren ihres Glaubens.

P. Gelt! wie auch ihr euer Zutrauen zu euern Geistlichen habt?

J. Ja.

P. Wenn nun der Lutheraner mit seinem Zweifel zum Pastor kömmt? —

J. So wird er ihm das Ding so auf gut lutherisch auflösen, daß er wieder heimgeht, und ein Lutheraner bleibt.

P. Meynet ihr das?

J. O ja, habe schon gehört, daß sie spitzfindige Köpfe sind, die einen recht fangen können.

P. Wenn aber der Pastor nicht so spitzfindig wäre, oder der Bauer wäre ein einfältiger Mann, wie würde er ihn dann beruhigen?

J. Das wüßt ich nicht.

P. Er würde ihm vielleicht sagen: Seht da, Hans! das steht da und dort in der heil. Bibel geschrieben. Ich wünschte, daß ichs euch begreiflich machen könnte; weil ihr aber nicht studiert seyd, so könnt ihr mich nur nicht verstehen. Seht, unsere Theologen denken, lehren und glauben alle so, also könnt ihr euch beruhigen. Oder wollet ihr etwa gescheider seyn, als alle unsere gelehrten Herren? Das wäre Teufels Hofart, euch so zu erheben. Hans! Hans! es ist gar nicht gut, daß ihr so nachgrübelt; das macht euch nur unruhig, und ist Sünde am Glauben zu zweifeln! Der Apostel sagt, man müsse den Verstand gefangen nehmen zum Gehorsam des Glaubens. Ihr dauert mich, guter Mann! ihr seyd in schwerer Versuchung, und habt Ursache, Gott zu bitten, daß er euch seine Gnade verleihe, damit ihr nicht euern Glauben

vielleicht gar verliehret. Denket doch, was wäre das für ein Unglück! Darum laßt künftig von euerm Grübeln ab, und schlagt euern Zweifel aus dem Sinn. — Was sagt ihr dazu, Johann?

(Johann schwieg stille.)

P. Gelt! wenn ihr mit einem Zweifel zu mir kämet, und ich sagte euch das, ihr würdet mir dagegen nicht viel einwenden?

J. Ich würde mir gar ein Gewissen machen, länger zu zweifeln.

P. Ob der Lutheraner das nicht auch thun würde, wie ihr?

J. Ich denke, wie es mir in den Umständen seyn würde, so wird es mit ihm auch seyn. — Aber ich wundere mich nur, wie die Pastoren das thun können, ihre Leute so im Irrthume zu bestättigen?

P. Warum? Ihr meynet vielleicht, sie thun es aus vorsätzlicher Bosheit?

J. Freylich.

P. Wird es euch aber recht seyn, wenn ich euch sage, daß die Lutheraner eben die Meynung von unsern Geistlichen haben? Sie sagen

auch von uns, daß wir nur die Leute so im Irrthume herum führen.

J. Ey! das ist boshaft!

P. So, bey ihnen ist es boshaft, wenn sie so was von uns sagen; aber wenn wir so was von ihnen sagen, ists nicht boshaft?

J. Ja, das ist zweyerley: unsere Geistlichen lehren die Wahrheit; sie aber lehren Irrthum.

P. Wenn sie aber glaubten, wir lehren Irrthum, und sie lehren Wahrheit?

J. Das wundert mich eben, wie sie das glauben können.

P. Es muß doch so seyn, weil sie unsere Lehre verwerfen, und sich an die ihrige halten. Denket nur, Johann, ob euch das glaublich vorkommt, daß die Pastoren erkennen, unsere Lehre sey die wahre göttliche, seligmachende, und ihre sey falsch: und doch sollen sie ihrer Lehre anhangen; ja sie sollen so boshaft seyn, die unschuldigen Leute wissentlich eine Irrlehre zu lehren, und zu sagen, es sey göttliche evangelische Lehre?

J. Das wären Teufel, und keine Menschen!

P. Gelt! ihr denket doch, daß sie auch einen Gewissensbiß haben, weil sie doch auch Menschen sind, wie wir? Und das wäre schrecklich, daß sie mit Verläugnung alles Gewissens unschuldige Menschen zu ihrem Verderben Unwahrheiten lehren sollten!

J. Freylich, es kömmt einem fast unglaublich vor.

P. Aufrichtig zu sagen, Johann, ich glaub es nicht: von meinem Nebenmenschen eine solche Bosheit nur so obenhin zu glauben, scheint mir wider alles Christenthum zu seyn.

J. Man sollte aber denken, die Pastoren sollten ihre Irrthümer doch einsehen.

P. Wie meynet ihr das?

J. Ich habe immer gehört, sie lesen die heilige Schrift so fleißig; da könnten sie's ja finden?

P. Ich sage euch noch mehr; nicht nur die heilige Schrift lesen sie, sondern auch unsere heil. Väter, Kirchen- und Gottesgelehrten.

J. Und sollten doch die Wahrheit nicht erkennen?

P. Wenn sie's erkennten, glaubt ihr nicht, sie würden sich auch bekehren? Wenigstens dächte ich, sollte das von den meisten und gescheidesten ihrer Gelehrten zu hoffen seyn, weil sie's am beßten einsehen müßten?

J. Wie könnte aber das zugehen, daß sie es nicht erkennten?

P. Wenn ihr mich verstehen könnt, so will ich euch sagen, wie ich mir das vorstelle. Wie wir zum katholischen Glauben erzogen werden, eben so werden die Lutheraner von Kind auf zu ihrem Glauben erzogen. Da flößen ihnen die lieben Aeltern und Lehrer die lutherische Lehre in ihre unschuldige Seele ein, und diese fasset tiefe Wurzeln, weil nichts in dem kindlichen Verstande und Herzen ist, was ihr widerspricht. Sie sehen, daß ihre Aeltern, Lehrer und andere Leute, die um sie sind, diese Lehre glauben, öfters mit großer Ehrerbietung davon sprechen, und sie in ihren Kirchen mit Rührung vortragen, als eine Lehre, die ganz gewiß von Gott kömmt. Alles dieses erregt in ihren Gemüthern gottseelige Anmuthungen, und bey oft wiederholten Eindrücken gewöhnt sich ihre Seele so, daß sie nicht anders, als mit Ehrfurcht und Glauben daran denken können. Besonders hat man ihnen eingeprägt,

daß die heilige Schrift das göttliche Buch sey, wo ihre Lehren darinn enthalten seyen. Folglich lesen sie dieses Buch sehr fleißig, und finden, daß die meisten ihrer Lehren klar darinnen stehen.

J. Was? Ihre Lehren stehen auch in der heiligen Schrift?

P. Es ist so, ihre meisten Lehren stimmen mit den unsrigen überein: sie haben aber daneben ihre besondern Lehren, in denen sie von uns abweichen.

J. So?

P. Nun diese besondern Lehren, wenn etwas dagegen in der Bibel vorkömmt, so verstehen sie es nicht so, wie wir, sondern legen es nach ihrer Lehre aus. Denn ihr wisset, Johann, ein jeder nimmt und versteht gern die Sache nach seiner Gewohnheit, seiner Denkungsart, und den Grundsätzen, die er hat. Daher kömmts, daß oft im gemeinen Leben verschiedene Meynungen von eben derselben Sache haben. Eben so ist es mit der Lesung der heil. Schrift. Der katholische versteht sie so, und wenn sie der Lutheraner liest, so findet er oft eben die Stelle auf seine Lehre so passend, daß es ihm ganz klar vorkömmt, als wenn er recht hätte. Scheint

ihm aber was dunkel, so nimmt er seine klaren Stellen her, und leget die dunkeln darnach aus, und so bestättiget er sich durch die heil. Schrift in seinem Glauben. — Daß er aber unsere Lehre verwirft; da findet er viele Texte, welche ihm klar scheinen, unsrer Lehre entgegen zu seyn. Ich will auch nur ein Beyspiel geben. Im Evangelium am ersten Sonntage steht: **Du sollst Gott, deinen Herrn, anbethen, und ihm allein dienen.** Da sagen die Lutheraner: seht da, ihr Katholiken, ob es recht sey, daß ihr die Heiligen anbethet und ihnen dienet? — Wir antworten: wir bethen nicht an, sondern wir verehren sie nur. — Die Lutheraner sagen: Ey! ihr bethet sie an; ihr verrichtet eure Gebethe zu ihnen; rufet sie in euern Nöthen an; bethet zehen Ave Maria im Rosenkranz zur Mutter Gottes, bis ein Vater unser zu Gott. Ihr knieet vor ihnen nieder, wie's der Teufel von Jesu gefordert hat. Ich will dir alles dieses geben, wenn du niederfällst und mich anbethest. Ihr dienet den Heiligen auch; fasset ihnen Bilder in Gold, bauet ihnen Kirchen und Altäre, fastet, gebet Allmosen, und wallfahrtet euern Heiligen zu Lieb. — Die katholischen antworten: Es ist wahr, wir thun das Alles; aber nicht, um die Heiligen anzubethen, sondern sie zu ver=

ehren. — Die Lutheraner sagen: ihr thut ja bey den Heiligen eben das, was ihr bey Gott thut; ja an euern Festtagen noch weit mehr. Und nicht wahr, wenn ihrs bey Gott thut; so ist es angebethet; also könnt ihr auch nicht läugnen, daß ihr die Heiligen anbethet. — Wir katholische sagen: Ey! bey Leib! ihr versteht uns nicht recht. Wenn wir so was bey Gott thun; so geschieht es aus Anbethung, weil wir erkennen, daß es der höchste Gott ist: thun wir es aber bey den Heiligen, so geschieht es aus bloßer Verehrung, weil wir erkennen, daß sie Heilige, und Freunde Gottes, und als solche verehrungswürdig sind. — Die Lutheraner sagen: da ihr denn erkennet, daß die Heiligen keine Götter sind; so müßt ihr ihnen auch nicht den nämlichen Dienst thun, den ihr Gott leistet; sonst bethet ihr sie an. — Die katholischen antworten: ihr hört's ja, daß wir diesen Dienst unsern Heiligen nur mit der Gesinnung leisten, um sie zu verehren. — Die Lutheraner sagen: das sind bloße Worte; denn in der That thut ihr den Heiligen zu Ehren eben die gottesdienstlichen Handlungen, die ihr zu Ehren Gottes thut, und es heißt im Text ausdrücklich: du sollst Gott allein dienen. — Seht, so geben sie den katholischen immer Antwort, und der Streit dauert fort. Wir ver-

wundern uns, daß sie uns nicht verstehen wollen, und die heilige Schrift so schief auslegen; und sie verwundern sich, daß wir sie nicht verstehen, und solche Sachen haben, wovon doch nichts in der heiligen Schrift stehe. Auf solche Weise können wir nie überein kommen, weil sie gerade die Lehren, die von den unsrigen abweichen, anders nehmen und beweisen, als wir; und da geschieht es oft, daß eben dasjenige, was uns so begreiflich ist, ihnen auf ihrer Seite so unbegreiflich vorkömmt, daß sie sich eben so über uns verwundern, als wir uns über sie. — So wie der Streit mündlich ist, wird er auch auf eine ähnliche Weise in den Büchern geführt. Wenn wir ihre Bücher lesen, so geschieht es in der Absicht, und mit der ausdrücklichen Verwahrung, uns nicht daraus zu belehren, sondern um sie stattlich zu widerlegen. Und gesetzt, sie bringen uns noch so dringende Einwürfe, so studieren wir so lange, bis wir sie aufgelöst haben. Und sie machen es mit unsern Büchern eben so, bestreiten und widerlegen uns nach ihrer Meynung, und — bleiben lutherisch. Gelt, Johann, das ist natürlich, daß der Mensch, der einmahl vonseiner Meynung recht eingenommen ist, sie für besser hält, als die Meynung anderer Leute? Wir sehen das täglich im gemeinen Leben. Der

Eine meynet, er thue gut, wenn er seinen Acker so anbaue; der Andere hält seine Art für gut, und ein Jeder glaubt, seine Art sey besser.

J. Es geht so.

P. Gesetzt ihrer zwey führen Prozeß mit einander, so ist ein jeder von seiner Partey eingenommen, und ein jeder glaubt, er habe recht; besonders, wenn man die Sache lange besessen, und Gründe vor sich hat, die einem das Recht wahrscheinlich machen.

J. Es ist nicht anders.

P. Nun stellet euch vor, die Lutheraner und wir haben um den wahren Glauben Prozeß mit einander; so glauben wir, wir haben Recht; aber die Lutheraner sind von ihrer Sache eingenommen, und glauben, sie haben Recht.

J. Ja, man kann sichs so vorstellen; aber da fällt mir eben ein, daß es gut wäre, wenn ein Richter in dem Prozeß den Ausspruch thäte.

P. Recht, Johann, das ist ein Vorzug unserer Religion. Wenn bey uns ein Streit entsteht; so ist unsere Kirche der Richter. Da treten unsere Bischöfe und Gottesgelehrten zusammen, rufen den heiligen Geist an, berathschlagen

sich, und machen die Glaubenssache mit einander aus. — Aber der Streit zwischen uns und den Lutheranern ist darum noch nicht ausgemacht.

J. Warum nicht?

P. Sie sagen: wir erkennen eure Richter nicht; das sind lauter katholische Herren, die sprechen partheyisch für euch Katholiken; weil sie von euerm Glauben eingenommen sind. Wenn ihr wollet, so wollen wir unsere Superintendenten und Gottesgelehrten auch zusammensetzen, die sollen euch einen andern Ausspruch thun. Was meynet ihr, Johann, sollen wir ihren Vorschlag annehmen?

J. Behüte Gott! die würden uns hübsch zum Lutherthum hinüber sprechen.

P. Seht, so sagen sie auch: wir nehmen euern Ausspruch nicht an; denn ihr sprecht immer katholisch. Wir halten uns an Gottes Wort in der heiligen Bibel, da hat Gott selber seinen Ausspruch gethan.

J. Steht doch im Evangelium: wer die Kirche nicht hört, den halte für einen Heyden und Publikan?

P.

P. Das ist wieder ein Text, den sie anders auslegen; nähmlich auf die Umstände, in denen er im Evangelium steht. Hernach sagen sie: es steht nicht darinn, daß man gerade eure katholische Kirche hören solle; wir haben auch eine Kirche, diese ist die evangelische, und lehret und spricht nach dem Evangelium: diese hören wir.

J. (Lachend.) Ja, ihre Kirche ist noch gar jung, und erst seit einigen hundert Jahren von uns abgefallen.

P. Da habt ihr Recht, aber sie glauben es nur nicht. Sie sagen: wir Katholische haben nach und nach allerley Zusätze, neue Lehren und Mißbräuche in unserer Kirche aufgebracht. Diese seyen vom Anfang in der apostolischen Kirche nicht gewesen, und finden sich weder in den ältesten Kirchenschriftstellern, noch in der damaligen Kirchenverfassung, auch nicht im Evangelium gegründet. Ihre Lehrer haben also Ursache gefunden, diese Neuigkeiten wiederum abzuschaffen, und sich an das Alte zu halten; folglich sey ihre Kirche die alte, und wir mit unsern Neuigkeiten die junge Kirche.

J. So kehren sie den Stiel um?

P. Ja! Seht, so machen sie es uns immer. — Und ist der Streit jetzt ausgemacht?

J. Nein.

P. Also ist es immer noch beym Alten, daß sie glauben, sie haben Recht?

J. Ja.

P. Und wir glauben, wir haben Recht?

J. Ganz gewiß.

P. Wir glauben so, weil wir überzeugt sind, daß unsere Lehre die göttliche Offenbarung sey?

J. Ja.

P. Und sie glauben auch, ihre Lehre sey in Gottes Wort geoffenbaret?

J. Ja.

P. Woher kömmt dieser Irrthum bey ihnen?

J. Weil sie so erzogen und belehret worden sind, und sich von Kind auf daran gewöhnt haben.

P. Nicht wahr, das zeiget die Erfahrung in allen den Ländern, wo andere Glauben sind;

weil wir sehen, daß die Menschen auch überall so im Glauben denken, wie sie darzu belehret werden, und daß sie hernach auf ihren Glauben leben und sterben.

J. Es ist nicht anders.

P. Können nun die Lutheraner und andere davor, daß sie in solchen Ländern, von solchen Aeltern geboren, und so belehret und erzogen werden?

J. Da wüßt' ich freylich nicht, wie sie was davor können sollten.

P. Also könnte man ihnen keine Schuld beymessen?

J. Gar keine.

P. Folglich wären sie auch ganz unschuldig zu ihrem Glauben gekommen?

J. Ganz unschuldig.

P. Gesetzt, ihr wäret in einem solchen Lande, von solchen Aeltern geboren, und unter solchen Umständen erzogen worden?

J. So würd' ich halt auch so seyn, wie sie.

P. Und würdet ihr etwa auch so bleiben?

J. Vermuthlich, weil ich in dem Irrthum wäre, in dem sie sind, daß mein Glauben der rechte sey.

P. Ihr würdet dann glauben, wie sie, die lutherische Lehre sey von Gott geoffenbaret?

J. Sicher.

P. Und weil ihr sie für geoffenbaret hieltet; so würdet ihr euch schwerlich davon abwendig machen lassen?

J. Freylich, wer sollte eine Lehre verlassen, von der er glaubet, daß sie von Gott herkomme?

P. Und das glaubtet ihr, wenn ihr lutherisch wäret, zwar aus Irrthum, aber doch mit gutem Herzen?

J. Ja, weil ich's nicht besser erkennete.

P. Ihr würdet euch auch schwerlich eines besseren belehren lassen, weil ihr von euerm Glauben eingenommen, und daran gewöhnt wäret, ihn für göttlich zu halten?

J. Vielleicht würd' ich mir wohl gar ein Gewissen machen, etwas dagegen anzuhören.

P. Gelt! das thut ihr jetzt bey euerm Glauben auch? Wollte euch jemand was einreden; so hörtet ihr ihn nicht an, weil ihr dächtet, er wolle euch im wahren Glauben irre machen?

J. Ja.

P. Und gesetzt auch, ihr könntet es nicht vermeiden, ihn anzuhören, und er sagte euch Sachen, die ihr nicht beantworten könntet; so würdet ihr ihm doch nicht beyfallen?

J. Ich würde ihm nicht glauben, wenn er mir es noch so klar und überzeugend machte, weil ich dächte, es wäre nur Täuscherey, und ich von meinem Glauben überzeugt wäre.

P. Ihr denket doch, Johann, daß es bey den Lutheranern auch so ist?

J. Ich denke nicht anders, weil sie auch eben so gut an ihren Glauben glauben, als ich an den meinigen.

P. Und sie thun es mit eben so gutem Herzen, weil sie denken, ihr Glauben sey wahr und göttlich, und es für Gewissen halten, sich in diesem göttlichen Glauben irre machen zu lassen?

J. Ja.

P. Wär's also nicht unchristlich, es ihnen zur Bosheit anzurechnen, und sie darum anzufeinden, daß sie ihren Glauben, den sie für göttlich halten, nicht verlassen? Denket nur, Johann, wie ihr es aufnehmen würdet, wenn mans euch so machte!

Die Fortsetzung dieses (vortrefflichen) Gespräches, sagt der bekannte Sokrates unter den Christen, im folgenden Bändchen. — Sie erfolgte aber nicht, und wird schwerlich mehr erfolgen: sonst wären folgende 3 Nummern nicht erschienen.

Ein

Blick in die Geisterwelt

der

Heiden, Juden und Türken.

No. I.

Georg und ein Landgeistlicher.

Nachdem der Geistliche dem Landmanne Georg auf einem Spaziergange so manches Beyspiel heydnischer Tugend und Rechtschaffenheit erzählt hatte; äusserte sich endlich Georg mit sichtbarer Wehmuth, wie folgt:

Georg. Weinen möchte man, wenn man bedenkt, daß alle diese Leute, die unser einen mit ihrer Ehrlichkeit so grob zu Schanden machen, immer und ewig verdammt werden,

Landgeistlicher. Wie das?

G. Weil ihnen der wahre Glaube mangelt.

L. Der Mangel des wahren Glaubens soll sie von der Seeligkeit ausschließen, da doch dieser Mangel oder Abgang ein ganz unschuldiger Abgang, folglich auch ein ganz unsträflicher Fehler ist? Ein heydnisch geborner und erzogener Mensch kann eben so wenig dafür, daß er die Wahrheiten unsers Glaubens nicht einsieht, als ein blind Geborner dafür kann, daß er nicht sieht, was ein sehend Geborner sieht. So gewiß nun derjenige nicht die mindeste Strafe verdient, der nicht sieht, was er aus unfreywilligem Abgang des Augenlichts nicht sehen kann; eben so gewiß verdient auch derjenige nicht die mindeste Strafe, der nicht glaubt, was er aus unfreywilligem Abgang des Glaubenslichtes nicht glauben kann. — Jörg! kennst du den ältesten Sohn unsers Herrn Verwalters nicht?

G. Kenn' ihn schon, den Joseph.

L. Was weißt du denn von ihm?

G. Weiß weiter nichts anders, als daß die Leute hoffen, er werde einst ein braver Geistlicher werden; weil er alle Jahre so viele Prämium heimgebracht hat.

L. Glaubst du also, daß er mehr wisse und verstehe, als seine übrigen Brüder, die nicht studiert haben?

G. Ist kein Zweifel; warum hätte er denn sonst so lang studiert?

L. Was hieltest du aber von unserm Herrn Verwalter, wenn er seine übrigen Kinder peitschen wollte; weil sie nicht so gut lateinisch, griechisch, französisch, englisch u. s. w., wie der Joseph, gelernet hätten?

G. Da müßte er ja der größte Narr im ganzen Gericht seyn; das wär mir ein sauberer Vater!

L. Wie so?

G. Der Student hat zu dieser Wissenschaft Gelegenheit gehabt, und seine unstudierten Brüder haben zu dieser Wissenschaft keine Gelegenheit gehabt. Mit was für einem Rechte könnte denn der Vater seine unschuldigen Kinder wegen Mangel einer Wissenschaft strafen, die nur derjenige haben kann, den er allein studieren lassen hat? Das wär ja just so kurios, als wenn ich meinem Weibe, das morgen von Salzburg heim kömmt, zwey Pfund Stanzingerscheibenpulver ab-

fordern wollte, nachdem sie nicht einmahl weiß, daß es Stanzingerpulver giebt, geschweige, daß ich ihr, eins mitzubringen, kund gethan hätte.

L. Und mit was für einem Rechte könnte denn Gott Vater seine unschuldigen Heydenkinder wegen Mangel einer Glaubenswissenschaft strafen, die nur diejenigen haben können, denen er sie allein hat beybringen lassen? — Das wäre ja just so kurios, als wenn er ihnen einst den Katechismus abfordern wollte, nachdem die meisten nicht einmahl wissen, daß es einen Katechismus giebt, geschweige, daß er ihnen zu wissen gethan hätte, sie sollten ihn auswendig lernen? Lieber Jörg! durch die unrichtige Meynung, daß Gott tugendhafte Heyden, Juden und Türken blos wegen Mangel unserer Glaubenswissenschaft, die sie unmöglich haben können, immer und ewig verdamme, durch diese unrichtige Meynung, sage ich, erweisen wir Gott gar keine Ehre; weil wir durch solche unwürdige Begriffe aus dem besten Vater im Himmel einen Despoten machen. Du glaubst selbst, daß kein irdischer Vater bey gesundem Verstande so hart sey, seine Kinder blos wegen Mangel einer Wissenschaft zu strafen, die sie unmöglich haben können, weil er ihnen selbst keine Gelegenheit dazu verschafft hat;

und du wolltest von Gott Vater so schlecht denken, daß er seine Kinder, die Heyden, ewig blos wegen Mangel einer Glaubenswissenschaft strafen werde, die sie unmöglich haben können; weil er ihnen selbst keine Gelegenheit dazu verschafft hat? Heißt das nicht, von Gott Vater schlechter, als von dem schlechtesten irdischen Vater denken?

G. (Nach langer Besinnung.) Wie mir jetzt die Sache vorkömmt; so scheint mir meine vorige Meinung in dem Stück nicht nur irrig, sondern sogar eine Gotteslästerung zu seyn.

L. Wie das?

G. Gleichwie sich gewiß jeder Ehre liebende Vater mit Recht für beleidigt halten, und es für eine wahre Verläumdung und Lästerung seines guten Nahmen aufnehmen würde, wenn man ihm aufdichten wollte, daß er seine Kinder blos wegen Mangel einer Wissenschaft, die sie sich unmöglich haben erwerben können, tyrannisch strafe; eben so scheint es ja auch eine grobe Beleidigung und Lästerung Gottes zu seyn, wenn man von ihm das Nähmliche behauptet. Aber ich hab' einmahl in einer Predigt gehört, Jesus selbst hätte gesagt: Wer nicht glaubt, der

wird verdammt werden, und anderswo stehe geschrieben: Ohne Glauben ist es unmöglich, Gott zu gefallen. Wie reimt sich denn das zusammen?

L. Boshafte Gotteslästerer sind deßwegen diejenigen noch nicht, die redlich dafür halten, daß sie Gott eine Ehre erweisen, wenn sie ihm eine so unstatthafte Strenge zuschreiben. Daß sie aber Gott eine so unstatthafte Strenge zuschreiben, kommt eben daher, Jörg! daß sie die von dir angeführten Schriftstellen: Wer nicht glaubt, der wird verdammt werden; ohne Glauben ist es unmöglich, Gott zu gefallen, und dergleichen nicht gehörig zusammennehmen, sie nicht mit andern, dazu gehörigen, vergleichen, ihnen so nicht den rechten Sinn beylegen, und folglich auch aus ihnen irrige Schlüsse herausziehen. — Kannst du lesen, Jörg?

G. Ja! ein wenig.

L. Gut! du hast dich auf die Bibel berufen; die Bibel soll dir Auskunft geben. Ist es dir gefällig, so geh mit mir auf mein Zimmer, und ich werde dir dann zeigen, daß sich die angeführten Worte Jesu gar schön mit dem zusam-

menreimen, was uns da die Vernunft von Gottes Gerechtigkeit sagt.

G. Herzlich gern.

No. 2.

Fortsetzung im Pfarrhause.

L. Da hast du eine Bibel, Jörg! lies bey Johannes am eilften Kapitel, den 1sten, 3ten und 4ten Vers.

G. (Liest.) „Zu Bethania lag in dem „Flecken Maria und ihrer Schwester Martha „ein Kranker, Nahmens Lazarus.“

„Seine Schwestern schickten also zu Jesu, „und liessen ihm sagen: Herr! sieh! den du „lieb hast, der ist krank.“

„Jesus hörte das, und sagte: die Krankheit „ist nicht tödtlich.“

L. Was ziehst du nun aus diesen Schriftstellen von dem Lazarus für einen Schluß?

G. Diesen: daß er ein Liebling Jesu und krank war; aber an dieser Krankheit nicht gestorben sey.

L. Lies im nähmlichen Kapitel den 11ten und 12ten Vers.

G. (Liest.) „Nach einer Weile, da Je„sus dieß gesagt hatte, setzte er hinzu: unser „Freund Lazarus schläft."

„Die Jünger sagten: Herr! wenn er schläft, „so wird sichs mit ihm bessern."

L. Was ziehst du aus diesen Schriftstellen von dem Lazarus für einen Schluß?

G. Daß er um dieselbige Zeit in einen Schlaf versunken war, und daß er, durch diesen Schlummer gestärkt, wieder zu Kräften gekommen, und wie ich schon vorher sagte, über seine Krankheit Meister geworden sey.

L. Gelt! wenn du diese Schriftstelle so allein aus dem Evangelium des heiligen Johannes heraus liest; so scheint dirs klar zu seyn, daß Lazarus zwar krank gewesen, aber an dieser Krankheit nicht gestorben, sondern durch einen erquickenden Schlaf gestärkt, wieder genesen sey?

G. Ja.

L. Lies aber jetzt im nähmlichen Kapitel auch den 13ten und 14ten Vers dazu.

G. (Liest.) „Jesus sprach aber das von „seinem Tode; aber seine Jünger verstunden „von einem eigentlichen Schlafe.“

L. Was ziehst du jetzt aus diesen Schriftstellen von dem Lazarus für einen Schluß?

G. Diesen: daß er nicht nur eingeschlafen, sondern entschlafen, und wirklich gestorben sey, und daß ich folglich aus jenen Schriftstellen, die ich bisher vorgelesen, irrige Schlüsse herausgezogen habe. — Wenn aber Lazarus wirklich gestorben ist, wie konnte denn Jesus sagen: „seine Krankheit ist nicht tödtlich?“

L. Jörg! wie lautet denn im nähmlichen Kap. der 43te und 44te V.?

G. (Liest weiter) „Nachdem Jesus das „gesagt hatte, rief er überlaut ins Grab hin„ein: Lazarus komm heraus? Und der Ver„storbene kam auf der Stelle heraus.“

L. Siehst du, Jörg! die Krankheit des Lazarus war also in einer gewissen Hinsicht tödlich, und in einer gewissen Hinsicht nicht tödtlich: tödtlich war sie, weil Lazarus wirklich gestorben, und begraben worden ist, und in dieser Hinsicht rief Jesus überlaut in sein Grab: Lazarus komm

heraus. Nicht tödtlich war diese Krankheit; weil der Verstorbene nicht todt im Grabe geblieben, sondern durch Jesu Wundermacht wieder lebendig herausgekommen ist, und in dieser Hinsicht sagte der Heiland: „die Krankheit ist nicht „tödtlich.“

G. Das bringt aber bey meiner Seele Niemand heraus, der eine Stelle nur so, wie ich, allein hinnimmt, und nicht mit mehrern, die zusammen gehören, zusammen liest.

L. Das muß man aber bey den Stellen eines jeden Buches, und einer jeden Schrift, und folglich auch bey den Stellen der heiligen Schrift thun, wenn man den wahren Sinn heraus bringen, und nicht, wie es dir gegangen irrige Schlüsse daraus ziehen will. Man muß jede Stelle im Zusammenhange mit andern, die dazu gehören, lesen, und wohl beherzigen; nicht eine Stelle aus dem Zusammenhange heraus reißen, sie allein betrachten, und gleich Schlüsse daraus ziehen. Sonst wird man oft die Stelle gar nicht, und oft ganz falsch verstehen.

G. Ja, das ist wahr. Wenn ich zuweilen von meinem Schwager einen Brief bekomme,

me, so würde ich oft eine Stelle in demselben gar nicht, und oft ganz unrecht verstehen, wenn ich nicht auf das, was vor derselben voraus geht, und auf das, was darauf folgt, wohl Acht geben wollte. Muß oft einen verzwickten Brief zwey = und dreymahl ganz zusammen lesen, bis ich ihn recht verstehe.

L. Jörg! sey so gut, und lies mir jetzt bey Markus am 16ten Kapitel den 16ten Vers.

G. (Liest.) „Wer glauben und getauft seyn wird, der wird selig; wer aber nicht glauben wird, der wird verdammt werden.“

L. Was ziehst du aus dieser Schriftstelle von den Heyden für einen Schluß?

G. Diesen: daß sie verdammt werden; weil ihnen der Glauben mangelt. Denn „wer „nicht glaubt, sagt die Schrift, der wird ver„dammt werden.“

L. Gelt! wenn du diese Schriftstelle so ganz allein betrachtest; scheint dir dein Schluß ganz richtig zu seyn. Lies aber jetzt ebendort auch den 15ten Vers dazu, der mit dem 16ten in dem engsten Zusammenhange steht.

G. (Liest.) „Jesus sprach zu seinen Jün„gern: gehet in die ganze Welt hin, und predi„get allen Menschen das Evangelium. Wer „glauben und getauft seyn wird, der wird selig; „wer aber nicht glauben wird, der wird ver„dammt werden.“

L. Giebt hier Christus seinen Jüngern nicht den Auftrag, das Evangelium allen Menschen zu predigen?

G. Ja.

L. Verheißt er nicht denjenigen, die glauben und sich taufen lassen, die Seligkeit?

G. Ja.

L. Schau nun den eben vorgelesenen 15ten und 16ten Vers noch einmahl mit aller Aufmerksamkeit zusammen an, und sag mir dann: was müssen denn diejenigen glauben, die nach diesen Worten Jesu selig werden wollen?

G. Murmelt für sich halblaut: „gehet in „die ganze Welt hin, und prediget allen Men„schen das Evangelium. Wer glauben und ge„tauft seyn wird, der wird selig; wer aber nicht „glauben wird, der wird verdammt werden.“

(Hierauf antwortet er:) Das Evangelium müssen sie glauben.

L. Was für ein Evangelium? Das gepredigte oder das ungepredigte?

G. (Lacht.) Versteht sich, das gepredigte. Das ungepredigte, unbekannte Evangelium hätten ja die Leute nicht glauben können. Deßwegen hat ja Jesus zu den Aposteln gesagt: „predigt das Evangelium." Hätten die Leute das Evangelium glauben können, ohne daß es ihnen durch Predigen bekannt gemacht worden wäre; so hätte ja Jesus nicht nöthig gehabt, die Apostel, als Prediger desselben, mit Lebensgefahr in die ganze Welt auszuschicken?

L. Dieser deiner Meynung ist auch der heilige Paulus und ein jeder vernünftige Mensch. Siehst du da, was er an die Römer 10ten Kap. 17ten Verse schreibt: „Natürlich setzt der Glauben das Hören voraus." Und am 11ten Verse daselbst: „Wie können sie an denjenigen glauben, von dem sie nichts gehört haben? Und wie können sie von ihm ohne Prediger etwas hören?" — Du urtheilst also aus dem Zusammenhange, Jörg! daß die oft angeführten Worte: wer glaubt u. s. w. bey Markus so viel

heißen, als: wer das ihm vorgepredigte Evangelium glaubt?

G. Ohne allen Zweifel?

L. Du hast richtig geurtheilt. Damit du aber siehst, daß dieses dein Urtheil vollkommen mit der Auslegung der katholischen Schriftgelehrten übereinstimme; so lies hier aus vielen nur die Auslegung, die der hochgelehrte Pater Bonifazius vom heiligen Wunibald, ein Karmelit, und Professor der heil. Schrift auf der katholischen hohen Schule zu Heidelberg von diesem 16ten Vers im 16ten Kap. bey Markus macht.

G. (Liest.) „Daß hier die Rede von solchen sey, denen das Christenthum bekannt „geworden, ist klar aus dem Gegensatz mit „dem vorhergehenden: wer glaubt, und aus „dem Zusammenhange mit dem 15ten Verse.“

L. Da also hier die Worte: wer glaubt, unläugbar nichts anders heißen können, als: wer das ihm vorgepredigte Evangelium glaubt; so sey so gut, und lies mir diesen 16ten Vers noch einmahl vor, doch so, daß du für die Worte: wer glaubt, nur den Sinn derselben mit den Worten hinsetzest: wer das ihm vorgepredigte Evangelium glaubt.

G. (Liest.) „Wer das ihm vorgepre„digte Evangelium glaubt und getauft wird, „der wird selig; wer aber das ihm vorgepre„digte Evangelium nicht glauben wird, der „wird verdammt werden.“

L. Was ziehst du jetzt aus dieser Schriftstelle von den Heyden, Juden und Türken für einen Schluß? Welche aus ihnen werden nach diesem Ausspruche Jesu verdammt?

G. Diejenigen, die das ihnen vorgepredigte Evangelium nicht glauben; weil es heißt: „wer aber das ihm vorgepredigte „Evangelium nicht glauben wird, der „wird verdammt werden.“

L. Gelt! jetzt liegt es klar am Tage, daß Jesus hier nicht millionenweise und ohne mindesten Unterschied zwischen guten und bösen, alle Heyden, alle Juden, alle Türken, blos, weil ihnen das Evangelium mangelt, sondern, just umgekehrt, nur diejenigen aus ihnen verdammt habe, die das ihnen vorgepredigte Evangelium aus eigner Schuld nicht glauben würden. — — Der Heiland hatte nähmlich vorausgesehen, und es, leider! selbst, besonders an jüdischen Priestern und Pharisäern erfahren,

daß es Menschen gebe, die auch der gar gut erkannten Wahrheit hartnäckig widerstreben, nur um ihr Ansehen, ihre Macht, und ihre Einkünfte nicht zu verlieren. In dieser Voraussicht und Vorerfahrung sagte also Jesus hier bey Markus: „Jünger! theilet euch als Prediger „meines Evangeliums in die ganze Welt aus. „Wer euren Predigten glaubt, und sich taufen „läßt, der ist selig; wer aber euern Predigten „aus boshaften Absichten widerstrebet, und der „wohl erkannten Wahrheit, die ich euch sogar mit „Wundern zu beweisen, bevollmächtige, hartnäckig „Ohr und Herz verschließt, der wird aus eigener „Schuld verdammt werden.“ Zur überflüssigen Bestättigung, daß der Heiland hier, wie überall, nur solche Ungläubige verdammt habe, die den ihnen gepredigten christlichen Glauben aus bösen Absichten entweder gar nicht annehmen, oder wenn sie ihn auch angenommen haben, in ihrem heidnischen, jüdischen und türkischen Wandel wieder verläugnen, will ich dir aus mehrern Schriftstellen nur noch eine einzige zur Beherzigung vorlegen Was hat Jesus bey Johannes am 15ten Kapitel, 22sten und 24sten Verse von dem Unglauben der Juden zu seinen Jüngern gesprochen?

G. (Liest.) „Wäre ich nicht gekommen, „und hätte ich mit ihnen nicht geredet; „so könnte ihnen dieß nicht zur Sünde angerech„net werden. Aber nunmehr können sie ihre „Sünde mit nichts entschuldigen. — Hätte „ich nicht Thaten unter ihnen verrichtet, „die kein anderer gethan hat; so haftete keine „Schuld auf ihnen.“

L. Damit dir nun gar kein Zweifel übrig bleibe, ob du diese schon an sich klare Schriftstelle auch recht verstehest; so lies auch aus dem Pater Bonifacius vom heiligen Wunibald die katholische Auslegung dazu.

G. (Liest.) „Wenn ich nicht gekommen „wäre und nicht zu ihnen geredet hätte; so hät„ten sie keine Sünde; nun aber haben sie keine „Entschuldigung ihrer Sünde. — Wenn ich „die Werke nicht unter ihnen gethan hätte, die „Niemand anderer thun kann; hätten sie keine „Sünde.“

L. Was meynst du, Jörg? kann ein Mensch, dem man keine Sünde beymessen, keine Schuld geben kann, oder mit einem Worte: kann ein Unschuldiger von einem gerechten Richter gestraft werden?

G. Behüte Gott! das wäre ja die größte Ungerechtigkeit! Gestraft können nur Schuldige werden.

L. Würden also nach diesen deutlichen Schriftstellen die Juden von dem unendlich gerechten Gott wegen ihrem Unglauben gestraft worden seyn, wenn Jesus nicht zu ihnen gekommen, von dem Evangelium nicht mit ihnen gesprochen, und, um seine göttliche Sendung zu beweisen, nicht Thaten gethan hätte, die kein Anderer thun kann?

G. Nein; weil Jesus selbst sagt: „wenn „ich nicht zu ihnen gekommen wäre; so hätten „sie keine Schuld.“

L. Siehst du, Jörg! zu so vielen hundert tausend Millionen Heyden, Juden und Türken, die sich in Asien, Afrika, Amerika, und in dem erst seit Manns Gedenken erfundenen fünften Welttheile befinden, und seit Christi Geburt bis auf unsere Zeiten gelebt haben, und noch leben, ist Jesus weder in eigener Person, noch in der Person seiner Apostel und ihrer Nachfolger gekommen, mit ihnen hat er weder selbst, noch durch Gesandte von dem Evangelium geredet, unter ihnen hat er weder selbst noch durch

seine Stellvertreter Thaten gethan, die kein Anderer thun kann; also haben auch viele hundert tausend Millionen Heyden, Juden und Türken an dem Mangel des Evangeliums keine Schuld. Haben sie aber an diesem Mangel keine Schuld; so können sie auch wegen diesem Mangel nicht verdammt werden.

G. (Erstaunt.)

L. Nun wirst du leicht begreifen, Jörg daß alles auf den höchst wichtigen und entscheidenden Unterschied ankomme, ob man das gepredigte, oder ob man das ungepredigte Evangelium nicht glaube. Wer das ihm vorgepredigte Evangelium aus eigener Schuld nicht glaubt, ja; der wird von Jesu verdammt: wer aber das ihm niemahls vorgepredigte Evangelium nicht glaubt, der wird deßwegen von Jesu nicht verdammt. Diesen gerechten, und, wie du siehst, von Jesu selbst sonnenklar bey Markus am 16ten Kapitel und 16ten Verse angegebenen Unterschied muß man auf alle Schriftstellen anwenden, in welchen die Ungläubigen wegen ihrem Unglauben verdammt werden. — Was meynst du also, Jörg! wie möchte wohl die Schriftstelle zu verstehen seyn: „Wer Jesu

„nicht glaubt, der ist schon verurtheilt?“ Joan. 3, 18.

G. Ich meyne so: wer Jesum nicht glaubt, der ist schon verurtheilt, wenn Jesus entweder selbst, oder durch seine Bothschafter mit seiner Lehre zu ihm gekommen ist: wenn aber Jesus weder selbst, noch durch seine Bothschafter mit seiner Lehre zu ihnen gekommen ist; so ist er nicht verurtheilt, wenn er Jesu nicht glaubt.

L. Richtig.

G. Aber auf diese Weise käm's ja doch heraus, daß man Gott ohne Glauben gefallen könnte, welches unmöglich ist?

L. Es kommt alles wieder darauf an, was man unter dem Glauben verstehe. Verstehst du unter dem Glauben das Christenthum, oder die Fürwahrhaltung solcher Wahrheiten, die nur dem christlichen Glauben allein eigen sind, zum Beyspiel: daß Gott einfach in der Wesenheit, und dreyfach in den Personen sey; daß uns Gott Vater erschaffen, Gott Sohn erlöset, und Gott der heilige Geist geheiliget habe; daß die zweyte Person in der Gottheit für uns Menschen geworden sey, und dergleichen; so muß

wieder der von Jesu Christo selbst angegebene Unterschied gemacht werden, ohne Glauben an das Christenthum kann man unmöglich Gott gefallen, wenn man nähmlich Gelegenheit gehabt hat, mit dem Christenthume bekannt zu werden. — Verstehst du aber unter dem Glauben die Werke eines sittlichen Glaubens, nähmlich tugendhafte Gesinnungen und Thaten; so muß ich dir sagen, daß dieser Glauben nicht nur frommen Christen, sondern nach dem Zeugnisse der Geschichte und der heiligen Schrift auch frommen Heyden eigen sey. Nimm nur wieder die Bibel her, und lies im Briefe des heiligen Paulus an die Röm. 2ten Kap. 14ten und 15ten Vers.

G. (Liest.) „Die Völker der Heyden, „die nie ein geschriebenes Gesetz Gottes hat„ten, thun das, was das geschriebene Gesetz „Gottes verordnet, aus natürlichem Antriebe. „Ohne ein geschriebenes göttliches Gesetz zu „haben, sind sie sich selbst ihr eigen Gesetz. „Ihr Gewissen, die Gedanken, die sich unter„einander anklagen, oder rechtfertigen, bewei„sen es, daß der Hauptinhalt des geschrie„benen Gesetzes Gottes in ihr Herz geschrie„ben sey.“

L. Weißt du, Jörg! was das geschriebene Gesetz Gottes sey?

G. Denke halt: die heilige Schrift.

L. Gehört zu der heiligen Schrift nicht auch das Evangelium, die Sendschreiben der heiligen Apostel, and die übrigen Schriften des neuen Testamentes?

G. Allerdings.

L. Sagt der heilige Paulus nicht in der eben gelesenen Schriftstelle, daß der Hauptinhalt der heiligen Schrift auch den Heyden in das Herz oder Gewissen geschrieben sey?

G. Ja.

L. Da nun das Evangelium ebenfalls ein Theil der heiligen Schrift ist, und der heilige Paulus ohne Unterschied sagt, daß der Hauptinhalt der heiligen Schrift den Heyden ins Gewissen geschrieben sey; behauptet er mit diesen allgemeinen Worten nicht, daß auch der Hauptinhalt des Evangeliums den Heyden in das Herz geschrieben sey?

G. Freylich.

L. Wenn nun auch den Heyden, nach der Lehre des heiligen Paulus, der Hauptinhalt des Evangeliums in das Gewissen geschrieben ist; könnte man von solchen Heyden, die diesen Hauptinhalt glauben, das heißt, die nach selbem ihren ganzen Lebenswandel einrichten, nicht auch sagen, daß sie gewissermaßen auch das Evangelium glauben?

G. (Stutzt. — Nach einigem Bedenken.) Was ist denn der Hauptinhalt des Evangeliums?

L. Das, was Jesus und seine Jünger ihren Zuhörern als die Hauptsache eingeprägt haben.

G. Und was haben sie ihnen denn als die Hauptsache eingeprägt?

L. Sittlichkeit. Lies alle Lehren Jesu in allen vier Evangelien, lies die Geschichte der Apostel, lies alle ihre Briefe durch, und du wirst überall finden, daß sie immer und immer hauptsächlich auf die Besserung der Sitten, auf

die Ausübung guter Werke, auf die Erfüllung der Standespflichten, mit einem Worte: auf einen tugendhaften Lebenswandel dringen. Du wirst finden, daß die Anweisungen zur Sittlichkeit der Haupttheil des neuen Testamentes ausmachen. Dagegen wirst du gleichfalls überall finden, daß Jesus und seine Jünger dem bloßen Wissen oder Glauben einiger von Gott geoffenbarter Wahrheiten ohne Tugendwerke gar keinen Werth beygelegt haben. Der Heiland sagt es deutlich bey Matth. 25. Kap. vom 31sten bis 46sten Verse, daß er am letzten Gerichtstage die Völker nicht nach ihren Meynungen, sondern nach ihren Handlungen richten werde. Diejenigen, die Gutes gethan haben, sagt er dort, werden belohnt, und die Böses gethan haben, werden bestraft werden. Und was steht denn im ersten Sendschreiben an die Korinther 13ten Kap. 2ten Verse geschrieben?

G. (Liest.) „Wäre mein Glauben so „groß, daß ich Berge versetzen könnte, und „hätte ich die Liebe nicht, so wär ich nichts.“

L. Und in dem Sendschreiben des heiligen Jakobs im 2ten Kap. 14ten Verse?

G. (Liest). „Meine Brüder, was nützt „es, wenn jemand sagt, er habe den Glauben, „kann aber keine Werke aufweisen? Kann wohl „der Glaube selig machen?

L. Und am 17ten Verse?

G. (Liest.) „Der Glaube für sich allein „ist todt, wenn er keine Werke aufzuweisen hat."

L. Und am 19ten, 20sten und 26sten Verse?

G. (Liest.) Du glaubst, daß es nur einen „Gott giebt? Gut! das glauben die Teufel „auch, und zittern dabey. — Muß ich dir's „noch beweisen, thörichter Mensch! daß der „Glaube ohne Werke tod sey? — Wie der „Leib ohne den Geist todt ist; so ist auch „der Glaube ohne Werke todt."

L. Was meynst du, Jörg! was ist mehr werth, der Geist oder der Leib?

G. Versteht sich, der Geist.

L. Um anzuzeigen, daß man hin und wieder den christlichen Glauben ohne Tugend-

werke, und hin und wieder diese Werke ohne den christlichen Glauben finde; macht der Apostel zwischen dem bloßen christlichen Glauben ohne Werke, und zwischen den Werken ohne christlichen Glauben einen Unterschied. Gelt! er sagt: wie der Leib allein ohne Geist todt ist; so ist auch der Glaube allein ohne Werke todt?

G. Ja.

L. Er vergleicht also den christlichen Glauben ohne Werke dem Leib, und die Werke ohne christlichen Glauben, dem Geist?

G. Ja.

L. Wenn nun, wie du richtig bemerkt hast, der Geist ohne Vergleichung mehr werth ist, als der Leib; und wenn nach dem Ausspruche Gottes durch den heiligen Jakobus die Werke, nähmlich tugendhafte Gesinnungen und Thaten, der Geist sind, dagegen der Glauben nur der Leib, und ohne Tugendwerke gar nur ein todtes Aas ist; kannst du glauben, Jörg! daß tugendhafte Heyden, die, wie der heilige Paulus sagt, blos aus natürlichem Antriebe des Gewissens den Hauptinhalt des Evangeliums erfüllt

füllt haben, mit ihren Werken von dem besten Vater und unendlich gerechten Gott ewig werden verdammt werden?

G. (Weiß nicht, was er sagen soll.)

L. Um dir die Wahrheit noch einleuchtender zu machen; so lies noch in dem angeführten Sendschreiben des heiligen Paulus an die Römer vom 2ten Kapitel den 25sten und 26sten Vers.

G. (Liest): „Die Beschneidung nützt euch „nur dann etwas, wenn ihr die Forderungen „des Gesetzes erfüllt. Sonst ist es eben so viel, „wie wenn ihr unbeschnitten wäret. Wenn hin„gegen ein Unbeschnittener die Forderungen des „Gesetzes erfüllt, wird er nicht dadurch die Vor„züge der Beschnittenen gewinnen?"

L. Weißt du, Jörg! was bey den Juden die Beschneidung war?

G. Hab einmahl in einer Neujahrspredigt gehört, daß bey den Juden die Beschneidung das gewesen sey, was bey uns Christen die heilige Taufe ist.

L. Wenn nun die Beschneidung im alten Testament das war, was im neuen Testamente die heil. Taufe ist; so sind ja die Worte des heiligen Paulus von dem Nutzen der Beschneidung auch von dem Nutzen der Taufe zu verstehen?

G. Freylich.

L. Lies mir jetzt diese Schriftstelle noch einmahl vor, doch so, daß du, um ihre Anwendung einzusehen, statt Beschneidung das Wort Taufe, und statt beschnitten und unbeschnitten die Wörter getauft und ungetauft setzest.

G. (Liest.) „Die Taufe nützt euch nur „dann etwas, wenn ihr die Forderungen des Ge„setzes erfüllet. Sonst ist es eben so viel, wie „wenn ihr ungetauft wäret. Wenn hinge„gen ein Ungetaufter die Forderungen des „Gesetzes erfüllt; wird er nicht dadurch „die Vorzüge der Getauften gewinnen?

L. Wer nun das Gesetz erfüllt, und dadurch die Vorzüge der Getauften gewinnt, wird der wohl vor Gottes Richterstuhl zu ewigen Strafen verurtheilt werden?

G. Der heilige Paulus sagt aber nicht, daß ein Ungetaufter wirklich das Gesetz erfülle, sondern er sagt nur: wenn ein Ungetaufter das Gesetz erfüllet; so gewinnt er die Vorzüge des Getauften.

L. Freylich sagt er das. Nimm nur noch die letzten Worte dieses zweyten Kapitels dazu, und du wirst dann ganz deutlich die Behauptung des heiligen Paulus einsehen, daß es wirklich solche Ungetaufte gebe, die das Gesetz erfüllen.

G. (Liest.) „So einer hat dann freylich „vor Menschen wenig Werth; aber desto mehr „vor Gott.“

L. So einer (ein solcher ungetaufter Erfüller des geschriebenen Gesetzes Gottes) hat dann freylich vor Menschen (die mehr auf den Glauben, als auf die Werke des Glaubens halten) wenig Werth; aber desto mehr vor Gott, (der nach dem Ausspruche des heiligen Jakobus mehr auf die Werke, als auf den Glauben hält). — Siehst du, Jörg! der heilige Paulus sagt keinesweges: so ein Ungetaufter würde desto mehr Werth vor Gott haben; sondern er sagt:

so einer hat desto mehr Werth vor Gott. Hätte Paulus daran gezweifelt, ob es wirklich solche Ungetaufte oder Unbeschnittene gebe; so hätte er nicht sagen können: er hat, sondern er würde desto mehr Werth vor Gott haben. — Daß es wirklich solche ungetaufte und unbeschnittene Erfüller des Gesetzes gebe, hat er ja schon vorher mit den angeführten Worten des 14ten Verses behauptet; indem er sagt: „heydnische Völker, die nie ein geschriebenes Gesetz Gottes „hatten, thun das, was das geschriebene Gesetz „Gottes verordnet, aus natürlichem Antriebe.“ — Was der heilige Paulus hier und anderswo behauptet, das wird auch noch durch andere Schriftstellen außer allen Zweifel gesetzt. Die Apostelgeschichte nennt uns im 10ten Kapitel unter andern solchen ungetauften und unbeschnittenen Gesetzerfüllern einen gewissen Kornelius, der den Hauptinhalt des geschriebenen Gesetzes Gottes nur aus natürlichem Antriebe seines Gewissens erfüllt hat. Er war eigentlich weder Heyd, noch Jud, noch Christ: nicht Heyd, weil er nur einen Gott glaubte; nicht Jud, weil er nicht beschnitten; und nicht Christ, weil er nicht getauft war. Aber beherzige es wohl, Jörg! was Gott selbst hier diesem Ungetauften für ein Tugendzeugniß giebt.

G. (Liest in der Apostelgeschichte 10ten Kapitel 1sten und 2ten Verse.) „Es war aber „zu Cäsarea ein Mann, Nahmens Kornelius, der „war Hauptmann bey der italienischen Truppe. „Er war mit seinem ganzen Hause fromm, „fürchtete Gott, theilte viel Almosen unter das „Volk aus, und bethete ohne Unterlaß zu Gott.“

L. Kannst du nun nach diesem Zeugnisse Gottes noch zweifeln, ob dieser rechtschaffene Kornelius mit seiner tugendhaften Familie den Hauptinhalt der heiligen Schrift erfüllt habe?

G. Das hieße wahrhaftig, Gott Lügen strafen.

L. „Job und Melchisedech,“ sagt einer der gelehrtesten katholischen Schriftsteller, der jetzige Hochwürdigste Fürstbischof zu Constanz, „Job und Melchisedech waren nicht von dem „auserwählten Volke, und sind doch Heilige „Gottes. Von diesen weiß man's. Vielleicht „Millionen, vou denen man es nicht weiß.“ *)

*) Ob Job nur eine moralisch-poetische, oder wirklich eine historische Person war, ändert in der

Hier wurde das Gespräch durch die Dazwischenkunft einiger Personen, die bey dem Geistlichen Geschäfte hatten, unterbrochen.

No. 3.

Fortsetzung.

Nach einigen Tägen besuchte Georg den Geistlichen abermahl auf seinem Zimmer, und erzählte, daß ihm über den Inhalt des letzthin unterbrochenen Gespräches noch einige Zweifel eingefallen wären. Er frage, ob es ihm nicht erlaubt wäre, dieselben vorzutragen.

L. Allerdings.

G. Wenn auch Heyden, Juden und Türken seelig werden können, was hat denn hernach das Christenthum noch für einen Vorzug? Ist ja Eins, ob ich Christ, Heyd, Jud oder Türk bin?

Hauptsache nichts; denn in beyden Fällen stellt uns die Bibel des alten Testaments einen Nichtjuden als heilig vor.

L. Bist du niemahls mit einem Schiffe gefahren?

G. Bin etliche Mahl über den Inn und über den See zu St. Ulrich gefahren.

L. Kannst du auch schwimmen?

G. Nein.

L. Getrautest du dir also nicht ohne Schiffe, blos mit Schwimmen über den Inn, oder über den See zu St. Ulrich zu kommen?

G. Bewahre mich Gott!

L. Gelingen würde es dir freylich schwerlich, aber unmöglich wäre es ja doch nicht, daß du auch mit Schwimmen durchkommen könntest, wenn du alle Kräfte anstrengtest?

G. Ich will just nicht sagen, daß es ganz und gar unmöglich wäre; aber durchkommen würde ich wohl schwerlich, wenn ich mich nicht vorher im Schwimmen brav übte. —

L. Wenn du nun auch mit Schwimmen über den Inn setzen könntest; was hat denn hernach ein Schiff noch für einen Vorzug. Ist ja Eins, ob du schwimmend oder rudernd hinüber kommst? — Wir sind neulich unterbrochen worden, Jörg! sonst würde ich dir das angefangene zehente Kapitel der Apostelgeschichte noch weiter erklärt, und da würdest du dann gesehen haben, daß Gott zu eben jenem Kornelius, der unbeschnitten und ungetauft, blos aus Antriebe seiner Vernunft und seines Gewissens den Hauptinhalt der Schrift erfüllte, den heiligen Petrus mit dem ausdrücklichen Auftrage geschickt habe, diesen tugendhaften Mann im christlichen Glauben zu unterrichten, und dann zu taufen. Jörg! wenn es Eines gewesen wäre, ob Kornelius dem Christenthum beytrat, oder nicht; so würde Gott dem heiligen Petrus diese Mühe gewiß erspart, und die Apostel nicht in die ganze Welt ausgeschickt haben, unter so vielen Hindernissen und mit Verlurste ihres Lebens das Evangelium zu predigen. — Wahr ist es, daß auch die Heyden, so gut wie wir Christen, den natürlichen Antrieb der Vernunft und des Gewissens haben, das Gute zu thun, und das Böse zu meiden. Wahr ist es ferner, daß jeder Ausspruch der wahren Vernunft über Tugend

und Laster eine wahre Stimme Gottes, folglich eben so unfehlbar, wie das geschriebene Wort Gottes sey. Allein neben der ernsthaften Vernunft spricht, leider! dem Menschen auch die schmeichelhafte Sinnlichkeit zu. Sie prediget das Gegentheil der Vernunft, schreyt laut in die Ohren, und weiß die Stimme der Vernunft so listig nachzukünsteln, daß der betrogene Mensch nur gar zu oft die Stimme der Sinnlichkeit für die Stimme der Vernunft hält. — Da nun die guten Einsprechungen der Vernunft von den bösen Eingebungen der Sinnlichkeit gar oft nicht leicht von einander zu kennen sind; so ist es kein Wunder, daß zu allen Zeiten auch die weisesten, redlichsten und gelehrtesten Männer des Heydenthums mit ihrer bloßen Vernunft sich und andere oft grob betrogen, und Laster für Tugenden, Tugenden für Laster gehalten haben. Dagegen dem Christen sagt es nicht nur die Vernunft, sondern auch das geschriebene Wort Gottes, was erlaubt, und was unerlaubt sey. Die Sittenlehren der heiligen Schrift sind meistentheils so klar und so deutlich bestimmt, daß sie keine Ungewißheit und keinen Zweifel übrig lassen. Der durch das Licht des Evangeliums und der Vernunft zugleich erleuchtete Christ sieht

also auf dem Wege der Sittlichkeit weit heller, und richtiger, als der blos durch das Licht seiner sich selbst überlassenen Vernunft allein erleuchtete Heyde. Ueberdieß biethet uns das Christenthum weit stärkere und wirksamere Beweggründe und Mittel zur Tugend an, als die bloße Vernunft. Wo ist der Thor, der seinen Durst mit trübem Wasser löscht, wenn ihm frisches Quellwasser gebothen wird.

G. Ich habe aber noch einen andern Zweifel.

L. Was für einen?

G. Hab einmahl gehört, daß die Juden, Heyden und Türken deßwegen in der andern Welt alle verdammt werden; weil sie schon hier für ihre Tugenden genugsam belohnt werden.

L. Nicht wahr, blos wegen Mangel des ihnen nicht gepredigten Evangeliums werden sie nicht verdammt?

G. Deßwegen nicht.

L. Wird von Gott der Tugendhafte oder der Bösewicht verdammt?

G. Der Bösewicht.

L. Wenn nun von den Heyden, Juden und Türken viele, wie uns die Geschichte, und sogar Gott selbst in der heiligen Schrift sagt, nicht boshaft, sondern tugendhaft gelebt haben; warum sollen denn solche ewig verdammt werden? Vielleicht wegen ihren Tugenden?

G. (Nach einigem Besinnen.) Sie sind aber für ihre Tugenden schon auf dieser Welt hinlänglich belohnt worden.

L. Wie verstehst du das?

G. Hab' halt gehört, Gott schicke deßwegen den Heyden, Juden und Türken so viel Glück, lasse ihnen hier wohl seyn, schenke ihnen Reichthümer, Ehren, ein langes Leben, u. s. w. damit er ihnen hier ihre Tugenden vergelte.

L. Du bist also der Meynung, daß die Tugend der Heyden, die solcher Gestalt nur zeitlich belohnt würde, in Gottes Augen nicht so

viel werth, als die Tugend der Christen, die ewig belohnt wird, seyn möchte?

G. Ja.

L. Ist dir nicht bekannt, Jörg! wie Jesus einst beym Tempelschatze zusah, als die Leute Geld hinein legten?

G. Weiß sie schon, diese Geschichte.

L. Was weißt du denn davon?

G. Das Evangelium sagt: da kamen viele Reiche daher, und legten große Gaben hinein. Da kam aber auch eine blutarme Wittwe daher, und legte nur zween Heller hinein. Da sprach Jesus zu seinen Jüngern: diese Arme hat mehr, als alle andern gegeben.

L. Wie konnte denn Jesus mit Wahrheit sagen: diese Arme hat mehr, als alle andern gegeben? Die Reichen haben ja große Geldstücke, sie hingegen nur einen Pfenning hinein gelegt. Wäre denn dir ein Dukaten nicht lieber, als ein Pfenning?

G. In unsern Augen ist freylich ein Dukaten mehr werth, als ein Pfenning; aber Gott sieht nicht mit Menschenaugen. Die Wittwe, sagt Jesus, hat darum vor Gottes Augen mehr als die Reichen gegeben; weil die Reichen nur von ihrem Ueberflusse gaben; die Wittwe hingegen sogar das, was sie selbst zu ihrem armen Lebensunterhalt höchst nöthig hatte, großmüthig hingegeben hat. Die Reichen, die nur von ihrem Ueberflusse gaben, thaten sich durch ihre Gaben nicht wehe; aber die Wittwe hat sich, Gott zu Liebe, einen sehr empfindlichen Abbruch gethan.

L. Du glaubst also, je mehr Abbruch, je mehr Abtödtung, je mehr Selbstverläugnung, und Selbstüberwindung die Ausübung der Tugend den Menschen koste, desto größer sey in Gottes Augen das Opfer und der Werth der Tugend?

G. Freylich.

L. Wenn ein reicher, schöner Jüngling, der ganz sich selbst überlassen, ohne alle Sorgfalt für seine Erziehung, mitten unter bösen Beyspielen im väterlichen Hause aufgewachsen

ist, jetzt, da er studieren soll, in die ferne, üppige Hauptstadt, und unglücklicher Weise in ein solches Kosthaus geschickt wird, wo ihm die Hausleute selbst, aus schändlichen Absichten, Gelegenheit zur Sünde machen, und die Töchter und Mägde Fallstricke legen; wenn er voraus weiß, daß er von seinen schlechten Aeltern, die sich selbst aus dem sechsten Gebothe nicht viel machen, wegen solchen Ausschweifungen gar keine Vorwürfe zu fürchten hätte; und wenn er nun doch dem Allen ungeachtet nur der göttlichen Stimme seiner selbstgebildeten Vernunft, nicht dem Geschrey seiner Sinnlichkeit Gehör giebt, wenn er unter so vielen und großen Gefahren gleichwohl seine Unschuld rettet; meynst du wohl, Jörg! daß die Tugend eines solchen Jünglings in Gottes Augen größern Werth habe, als die Tugend eines mit aller Sorgfalt gut erzogenen Mannes, der mit einer tugendhaften und liebenswürdigen Gemahlinn in einem glücklichen Ehestande lebt, und so leicht den wenig reitzenden Zudringlichkeiten einer eckelhaften Dirne widersteht?

G. Ohne allen Zweifel; weil dem Jüngling in seinen mißlichen Umständen seine Tugend weit mehr Anstrengung und Selbstverläugnung

kostet. Je härter der Kampf ist, desto glorreicher ist der Sieg.

L. Dein Urtheil stimmt hier vollkommen mit dem Urtheile Gottes überein. „Seelig ist „der Mann, sagt die heilige Schrift im Buche „Ekklesiast. 31, 10., der leicht sündigen, leicht „Böses thun konnte, und doch nicht gesündiget, „doch nicht Böses gethan hat.“ Je schwächer und unsicherer die Beweggründe und Mittel sind, die zur Tugend einladen, je stärker und zahlreicher dagegen die Gefahren sind, die zum Laster reizen, desto edler, hochsinniger, und verdienstvoller ist in so mißlichen Verhältnissen die Ausübung der Tugend. — Da nun, wie du selbst weißt, die Heyden nur mit dem Lichte der sich selbst überlassenen Vernunft auf dem Wege der Sittlichkeit fortkommen können, dagegen uns Christen durch das weit hellere Licht der Vernunft und des Evangeliums zugleich der Weg erleuchtet und erleichtert wird; da ferner wir Christen insgemein eine weit bessere Erziehung als die Heyden haben; da unsere Priester reine Tugendprediger, dagegen die Pfaffen der Heyden das Laster heilig sprechen; da wir uns durch die heiligen Sakramente stärken können, deren die Heyden ganz entbehren müssen; da wir an

Jesu das höchste Vorbild der Tugend haben; woran sich Heyden wieder nicht spiegeln können; da bey uns viele Verbrechen mit Ehrlosigkeit oder sonst streng gestraft werden, die bey Heyden weder Schande, noch sonst eine Strafe nach sich ziehen, ja sogar angerühmt, begünstigt und aufgemuntert werden; — — was meynest du, Jörg! wer hat auf dem Wege der Tugend mehrere und größere Gefahren und Hindernisse zu überwinden, wer einen härtern Kampf zu kämpfen, der Heyd oder der Christ?

G. Offenbar der Heyd.

L. Sind nicht wir Christen in dieser Hinsicht jene Reichen, die bey ihrem Ueberflusse von Hilfsmitteln leicht im Stande sind, sich einen Schatz von Tugenden zu erwerben; da indessen die armen Heyden, gleich der dürftigen Wittwe, in ihrer Mittellosigkeit kaum einen Pfenning aufbringen können? Hat aber die Arme mit ihrem Pfenning nicht doch mehr, als die Reichen mit ihren Gaben in Gottes Augen geleistet? — Ja, Jörg! Gott sieht nicht mit Menschenaugen. Er wird also die Menschen einst nicht nur nach ihren Werken, sondern auch

nach ihren Umständen richten. Als ein allwissender und unendlich gerechter Richter wird er nicht nur auf das sehen, was der Mensch gethan hat, sondern was er in seiner Lage thun hat können. Er wird auf seine Erziehung, seine Fähigkeiten, seine Verhältnisse, auf alle seine Gelegenheiten zum Guten, und zum Bösen wird er die gerechteste Rücksicht nehmen. Von demjenigen, dem er zehen tausend Gelegenheiten zum Gutesthun verschafft hat, wird seine Gerechtigkeit weit mehr Gutes fordern, als von demjenigen, dem er nur hundert solche Gelegenheiten verschafft hat. Wer von Gott nur ein Talent empfangen hat, sagt Jesus, von dem wird der Herr am Gerichtstage nicht fünf, sondern ein Talent verlangen; und wer dagegen fünf Talente empfangen hat, von dem wird er sich nicht mit einem befriedigen lassen. — Schon aus dieser einzigen Wahrheit des Evangeliums sollten wir Christen lernen, den Nächsten nicht nach unserer Selbstgefälligkeit und Kurzsichtigkeit lieblos zu verdammen. — Da es nun, wie du selbst richtig einsiehst, eine unumstößliche Wahrheit ist, daß, je härter der Kampf ist, desto glorreicher der Sieg, desto verdienstvoller die Ausübung der Tugend sey, und

daß die Heyden auf dem Wege der Tugend weit mehrere und größere Gefahren als wir Christen zu überwinden, einen weit härtern Kampf zu kämpfen haben; dürfen wir uns wohl erkühnen, Jörg! noch zu behaupten, daß die so hart zu erringende Tugend der Heyden in Gottes Augen nicht so viel werth, als die leicht zu erwerbende Tugend der Christen sey? Verdient der heydnische Schwimmer, der sich nur mit der äußersten Anstrengung durch den reißenden Strom glücklich durcharbeiten kann, nicht eben so gut den Preis, wie der Christ, der sich im besten Schiffe hinüber rudern kann?

G. (Horcht.)

L. Zur überflüssigen Bestättigung, daß die Tugend der Heyden von der Tugend der Christen keineswegs wesentlich verschieden, sondern gleichfalls wahre, Gott gefällige Tugend sey; lies mir nur noch, was der katholische Lehrer Anton Karl Reyberger in seinem auf den Kaiserl. Königl. hohen Schulen zum allgemeinen nen Gebrauche vorgeschriebenen Lehrbuche Seite 221 von dieser natürlichen Tugend der Heyden lehrt.

G. (Liest.) „Die natürliche Tugend bleibt „immer auch wahre Tugend, die dem Men„schen einen eigentlichen Werth selbst vor Gott „verschaffet. Denn warum soll jener, der seiner „möglichen Vernunfterkenntniß folgt, und mit „rastlosem Streben an seiner Selbstvervollkomm„nung arbeitet, also seine Naturkräfte zur Er„reichung seines Endzwecks verwendet, nicht den „Nahmen eines Tugendhaften, eines Edlen „verdienen? Gott selbst, der an allem Guten „Wohlgefallen hat, kann ihnen seinen Beyfall „nicht versagen. Röm. II. 10, 14, 15, 26. „Es ist daher wohl eine übertriebene Strenge, „wenn man natürlich gute Gesinnungen und „Handlungen des Menschen nur Scheintugen„den, oder wohl gar glänzende Sünden „nennt. Solch ein Urtheil widerspricht ganz „dem Geiste Jesu, der alles Gute, wenn es „auch nicht zur Reife gediehen war, schätzte, „und selbst an Heyden edle Gesinnungen billigte, „wenn ihm gleich ihr Gemüthszustand im Gan„zen nicht behagen konnte."

L. Daß also die Tugenden der Heyden, Juden und Türken, Tugenden, die oft einen bewundernswürdigen, und selbst unter uns Chri-

sten selten anzutreffenden Seelenadel beweisen, Tugenden, denen wir, wenn uns nicht der lächerlichste Stolz und die ungerechteste Partheylichkeit blendet, unmöglich unsern Beyfall und unsere Hochschätzung versagen können; daß solche Tugenden, sage ich, allzeit schon auf dieser Welt hinlänglich belohnt werden, Jörg! das kann durchaus nicht mit Wahrheit behauptet werden. Glaubst du denn, daß unter den Heyden, Juden und Türken gar keine Arme, Kranke und Nothleidende sind, oder daß nur die Lasterhaften aus ihnen arm, krank und nothleidend sind? Der Tugend geht und gieng es unter den Heyden von jeher, wie unter uns Christen. Zu Zeiten wird sie bey ihnen, wie bey uns, schon hier einigermaßen erkannt, geehrt, belohnt. Zu Zeiten wird sie hingegen lebenslänglich verkannt, verkleinert und verfolgt. Frage die Geschichte, Jörg! und sie wird dir sagen, daß bey den Heyden, Juden und Türken, wie bey uns Christen, oft gerade die lasterhaftesten Menschen Reichthümer, Würden, ein langes Leben genießen. Dagegen wird ein gerechter Aristides aus seinem undankbaren Vaterlande verwiesen, und ein weiser Sokrates zum Giftbecher verdammt.

G. Ist es also wohl gewiß kein Glaubensartikel, daß alle Heyden, alle Juden, alle Türken, sie mögen leben, wie sie wollen, immer und ewig verdammt werden?

L. Die Feinde unsrer Kirche möchten ihr freylich gerne so eine Lehre andichten, um sie dadurch in ein übles Gerede zu bringen; aber es ist der katholischen Kirche gar nie eingefallen, eine so feindselige Privatmeynung für einen Glaubensartikel auszugeben.

G. Gott sey Lob und Dank.

Da der Geistliche wahrgenommen zu haben glaubte, daß sich Georg auf dem Wege des Nachdenkens befinde; so gab er ihm für dießmahl die von dem Hochfürstl. Salzb. Consistorium den sämmtlichen Dekanaten durch ein eigenes Cirkulare in den ausgesuchtesten Ausdrücken verdientermaßen angerühmten „Andachtsübun„gen für gute katholische Christen, beson„ders bey der heiligen Messe, auf alle „Zeiten und Feste rc.," die der vortrefliche Herr Pfarrer Reiter verfaßt hat, zum Nach-

Bayerische Staatsbibliothek München

lesen mit, worinn Georg unter andern Seite 22 und 23 unter der Aufschrift: **Art und Weise Gott zu verehren**, folgende Stelle angemerkt fand:

„Die Juden waren stolz darauf, daß sie „den einzigen wahren Gott anbetheten; aber sie „bildeten sich ein, er sey nur ihr Gott; „alle übrigen Völker (welche Heyden hießen) „wären also seine Kinder nicht, und würden, „weil sie nicht den wahren Glauben hät„ten, alle ohne Ausnahme verdammt. — „So schlecht waren die meisten Menschen, ehe „Christus auf die Welt kam, unterrichtet, und „solche falsche Gedanken machen sich noch wirk„lich unzählige, welche seine göttliche Lehre „nicht kennen oder nicht verstehen. — — —

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Prugger, Carl von

Tugendhafte Gesinnungen und Thaten von Heiden, Juden und Türken, in Erzä
hlungen für Leser aus allen Ständen

Bd.: 2

München (1803)

P.o.germ. 1105 p-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10116498-6